

Themenschwerpunkt

Krieg im Mittelalter



IMPRESSUM:

Abbildungsnachweis:

Titelseite: Abbildung aus Meyers Konversationslexikon 1888-1889

Der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. wurde 1995 mit dem Ziel gegründet, Forschung und Austausch auf dem Gebiet einer interdisziplinär angelegten und epochenübergreifenden Geschichte von Militär und Krieg zu fördern. Diese soll politik- und institutionsgeschichtlichen Ansätzen gegenüber ebenso offen sein wie wirtschafts- und sozialhistorischen oder kultur- und geschlechtergeschichtlichen Zugängen.

Der Arbeitskreis möchte zur Entwicklung dieses aktuellen und wichtigen Feldes der Geschichtswissenschaft beitragen, das an deutschsprachigen Universitäten institutionell kaum vertreten ist. Deshalb bietet der Arbeitskreis allen, die an den historischen Aspekten von Krieg und Militär von der Antike bis zum 21. Jahrhundert interessiert sind, ein Forum der Information und Kommunikation. Dieses Forum schafft er durch die regelmäßige Organisation von Workshops und Tagungen, durch die jährlich stattfindende Mitgliederversammlung, durch den dreimal im Jahr erscheinenden *newsletter* sowie durch seine Website und eine Informationsliste.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit € 25,00 für Studenten und Arbeitslose € 10,00. Ein Beitrittsformular kann bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Herausgeber des *newsletter*:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Vorstand:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Stig Förster

2. Vorsitzender: Prof. Dr. Gerd Krumeich

Schatzmeister: PD Dr. Christian Koller

Schriftführerin: Dr. Gundula Bavendamm (kommisarisich)

Beisitzer: Dr. Gundula Bavendamm,

Daniel Hohrath M. A., Prof. Dr. Sönke Neitzel

Ehrenvorsitzender: Prof. Dr. Wilhelm Deist

Bankverbindung:

Postbank Karlsruhe

BLZ 660 100 75

Konto-Nr. 347373-755

IBAN: DE 88 6601 0075 0347 3737 55

BIC: PBNKDF66

Herstellung:

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. in Verbindung mit dem Historischen Seminar II der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Bezug:

Der *newsletter* erscheint dreimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten den *newsletter* kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. Preis je Heft € 10,— (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure:

Susanne Brandt: Unendliche Welten

s.brandt@akmilitaergeschichte.de

Daniel Hohrath : Wissenschaftliche Projekte

d.hohrath@akmilitaergeschichte.de

Stefan Kaufmann: Essays

s.kaufmann@akmilitaergeschichte.de

Richard Kühl: Veranstaltungen

r.kuehl@akmilitaergeschichte.de

Markus Pöhlmann: Institutionen

m.poehlmann@akmilitaergeschichte.de

Michael Sikora: Essays

m.sikora@akmilitaergeschichte.de

Ulrich Tiedau: Layout

u.tiedau@akmilitaergeschichte.de

Website-Betreuung:

Dierk Walter

d.walter@akmilitaergeschichte.de

© Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt, die Verfasser für den Inhalt verantwortlich. Beiträge, Tagungsberichte, öffentliche Aufrufe und Ankündigungen, Informationen über laufende Forschungsprojekte (v. a. Dissertationen und Habilitationen), geplante Tagungen, Ausstellungen, Forschungseinrichtungen, Calls for Papers etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit dem/der Verfasser/in zu kürzen.

Arbeitskreis Militärgeschichte e. V.

Geschäftsstelle

Historisches Institut

Universität Bern

Länggass-Str. 49

CH-3000 Bern 9

E-Mail Geschäftsstelle:

regina.zuercher@hist.unibe.ch

E-Mail Redaktion:

nlredaktion@akmilitaergeschichte.de

Web: <http://www.akmilitaergeschichte.de>

ISSN 1434-7873 (Gedruckte Ausgabe)

AUS DEM ARBEITSKREIS	4
EDITORIAL.....	5
„What you read is what you write“	5
ESSAYS	7
Die Kriege im Mittelalter: „Privat“ oder „staatlich“? Anmerkungen eines Mediävisten. Von Hans-Henning Kortüm	7
Military History counter-attacks! Medieval Military History in Great Britain today. Von Nathalie Fryde	11
Von spitzen Schuhen und ungehörten Helden. Zum Umgang der mittelalterlichen Historiographie mit Kriegsniederlagen am Beispiel der Schlacht von Nikopolis. Von Martin Claus	15
Der Waffenrock, die Ehre und der Krieg. Der Adel und der militärische Wandel im Hundertjährigen Krieg. Von Malte Prietzel	19
Vergewaltigung und Krieg im Mittelalter. Von Julia Knödler	22
Vegetius und „vegezianische“ Kriegführung im Mittelalter. Umriss eines Forschungsproblems. Von Holger Berwinkel	27
WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE	31
Formen kriegerischer Gewalt und ihre Legitimation zur Zeit Friedrich Barbarossas (Dissertation). Von Michael Klinge	31
Die „Fehde“ – heuristische Kategorie oder politischer Kampfbegriff? Zur Zeitgebundenheit des Fehdebegriffes in der deutschen rechtshistorischen Forschung des 19. Jahrhunderts (Dissertation). Von Dominikus Reither	33
Muslime, Märtyrer, Militia Christi. Zur Konstruktion und Erfahrung von kollektiven Identitäten und Alteritäten in den Berichten der Teilnehmer des Ersten und Zweiten Kreuzzugs (Dissertation). Von Martin Völkl	34
HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBEREICHE.....	35
Das MAVORS-Institut für antike Militärgeschichte. Von Michael Speidel	35
UNENDLICHE WELTEN	37
„Une Année au Front“: Ein Dokumentationsfilm über Jean-Pierre Jeunet am Set. Von Richard Kühl	37
AUSSTELLUNGSBERICHTE.....	40
„Triumph und Trauma“- Sowjetische und postsowjetische Erinnerung an den Krieg 1941 – 1945. Von Nils Löffelbein	40
Die Ausstellung „Der Krieg und seine Folgen. Kriegsende 1945 und Erinnerungspolitik in Deutschland“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin (28. April bis 28. August 2005). Von Michael J. Toennissen	42
TAGUNGSPROGRAMME, CALLS FOR PAPERS.....	44
„Kriegsgräuel“ (3. – 5.11.2005) AKM-Jahrestagung in Mainz.....	44
Die Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär im Spannungsfeld zwischen Verstaatlichung und Privatisierung. Die Entwicklung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (12.-14.5.2006), Potsdam....	46
Ich dien' nicht! Wehrdienstverweigerung in der Geschichte (20.-22.10.2006) AKM-Jahrestagung 2006 (Call for Papers).....	48

AUS DEM ARBEITSKREIS

Liebe Mitglieder des Arbeitskreises,

unsere *newsletter*-Redaktion hat einmal mehr ganze Arbeit geleistet. Nach einem ersten Schwerpunktheft über „Schriftsteller im Ersten Weltkrieg“ (2004/2) halten Sie heute eine Ausgabe in der Hand, die ganz der Epoche des Mittelalters gewidmet ist. Damit führt die Redaktion nicht nur die Reihe der Themenhefte erfolgreich fort. Sie setzt damit auch einen zentralen Aspekt unseres Vereinsprogramms um: nämlich den übergreifenden Blick auf die Phänomene Militär und Krieg, die nicht nur das 20. Jahrhundert, sondern auch frühere Epochen fundamental geprägt haben. Das nächste Schwerpunktthema ist bereits angedacht. Es lautet „Technik und Krieg“ und greift die vielfältigen Formen auf, in denen Technikentwicklung und Kriegführung miteinander verflochten sind.

Wie bereits über unsere Infoliste mitgeteilt, ist die Arbeit innerhalb des Vorstandes in punkto Schriftführung neu verteilt worden. Unsere Schriftführerin Karen Hagemann hat zum 1. Juli 2004 einen Ruf an die University of North Carolina at Chapel Hill angenommen und ist mit ihrer Familie in die USA übersiedelt. Karen, der Vorstand gratuliert Dir herzlich zu diesem schönen Erfolg! Bis zu den Neuwahlen im Herbst habe ich die Schriftführung kommissarisch übernommen und bin insbesondere für die Pflege der elektronischen Informationsliste verantwortlich. Erlauben Sie mir dazu einige Bemerkungen:

Nach kleineren technischen Anfangsschwierigkeiten läuft die Mailingliste jetzt wieder rund. Erfreulich viele Listenmitglieder haben auf meine anfängliche Testmail reagiert und dabei auch Anregungen, Wünsche und Kritik geäußert. An dieser Stelle noch einmal besten Dank für dieses aufschlussreiche Feedback! Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass bei der Pflege der Informationsliste nicht jeder individuelle Wunsch berücksichtigt werden kann. Generell dient die Liste dem wissenschaftlichen Austausch der Mitglieder untereinander. Dies schließt die gelegentliche Weiterleitung von (vorher geprüften) externen Anfragen nicht aus. Zumeist kommen auf diese Anfragen sehr schnelle und hilfreiche Anregungen von kompetenten Vereinsmit-

gliedern. In ausgewählten Fällen leite ich bereits über andere Mailinglisten gelaufene Hinweise, Rezensionen oder Tagungsberichte (sog. Crossposting) über die Informationsliste weiter. Uns ist bewusst, dass die Mehrheit der Vereinsmitglieder auch H-Soz-u-Kult-Abonnenten sind. Daher wird das Crossposting auf ein absolutes Minimum reduziert. Aber wir müssen eben auch an jene Mitglieder denken, die ihre militärhistorischen Informationen ausschließlich über die Informationsliste des AKM beziehen.

Abschließend der erneute Hinweis auf die Jahrestagung, die im November im Ratssaal der Stadt Mainz stattfinden wird. Vom 3.-5. November geht es dort um „Kriegsgräuel“ vom Mittelalter bis zur Gegenwart – ein Thema, das sicher viel Diskussionsstoff liefern wird. Das Tagungsprogramm finden Sie noch einmal in dieser Ausgabe, außerdem das vorläufige Programm für die große Gemeinschaftstagung im Mai 2006 und auch den Call for Papers für unsere Jahrestagung 2006. Für Fragen und Anregungen nicht nur zur den Tagung steht Ihnen der Vorstand jederzeit gerne zur Verfügung.

Herzliche Grüße

Ihre Gundula Bavendamm

EDITORIAL

„What you read is what you write“,

schrieb Susanne Brandt an dieser Stelle vor 25 Ausgaben mit viel Enthusiasmus im Gepäck zur Konzeption des *newsletters* und freute sich „auf viel Post“. Die ist angekommen: Blättert man jetzt, ziemlich genau zehn Jahre später, durch die seitdem entstandenen *newsletter* des Arbeitskreises Militärgeschichte, erkennt man zwar immer wieder konzeptionelle Neujustierungen. Die ursprüngliche Idee aber, ein Mitteilungsorgan des AKM zu installieren, das seinen LeserInnen nicht nur ein Informationsangebot präsentiert, sondern an diese auch eine Forderung stellt, indem es von ihrer – von Ihrer – engagierten Mitwirkung lebt, ist das Charakteristikum des *newsletters* geblieben. Dieser 25. Ausgabe sei ein großes und herzliches Dankeschön an Sie und an alle vorausgeschickt, die das Projekt mit Beiträgen, durch redaktionelle Mitarbeit, oder – und nicht zuletzt – mit Anregungen und Kritik bereichert, unterstützt und zu dem gemacht haben, was er heute ist.

Im Nachhinein wird der Umschlagspunkt, an dem sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Krieg und Militär in der Geschichte Mitte der 90er Jahre befand, noch deutlicher sichtbar, und mit ihm, wie richtig der Entschluss war, ein Forum der Information und Kommunikation für eine moderne Militärgeschichte ins Leben zu rufen. Und das stimmt für die nächsten 25 Ausgaben optimistisch: In den mittlerweile über 400 hier veröffentlichten Forschungs- und Diskussionsbeiträgen jedenfalls, verfasst von mehr als 250 AutorInnen, spiegelt sich ein kontinuierlich gewachsenes Interesse an einem breiten, interdisziplinären Dialog zu militärhistorischen Themen wider, das ungebrochen scheint – und das es z.B. ermöglicht, zu Spezialfragen gleich mehrere kompetente Experten zu befragen.

So halten Sie heute mit Heft 25 eine „Jubiläumsausgabe“ in Händen. Es ist zugleich unser zweites Schwerpunktheft. Gerade das Thema „Krieg im Mittelalter“ war noch vor nicht allzu langer Zeit ein – zumindest in der deutschen Mediävistik – ausgesprochen randständiges Gebiet; von einem epochenübergreifenden Austausch ganz zu schweigen. Seit

dem dritten Band von Hans Delbrücks Geschichte der Kriegskunst (1923) hat die Zeit vor 1500 in deutschsprachigen militärgeschichtlichen Gesamtdarstellungen praktisch keine Rolle mehr gespielt. Dass sich dies in den letzten Jahren geändert hat, ist erstens der gewachsenen Aufmerksamkeit gegenüber den Ergebnissen der schon länger sehr viel produktiveren englischen und französischen Forschung zu danken, die nun auch deutsche Mittelalterhistoriker zu einschlägigen Arbeiten ermutigt hat. Zweitens hat die historische Forschung sich zunehmend von vermeintlich unüberwindlichen Epochengrenzen wie der zwischen „dem“ Mittelalter und „der“ Neuzeit distanziert. Drittens hat eine politische und wissenschaftliche Öffentlichkeit, die sich nolens volens heute dem Komplex von Krieg und Gewalt in globaler Perspektive zuwenden muss, eine neue Aufmerksamkeit auf nicht-europäische, nicht-staatliche und trotz ihrer Gegenwärtigkeit offenbar nicht-moderne Kriegsformen gerichtet.

Viele Neuzeithistoriker wird sicherlich die in den hier versammelten mediävistischen Beiträgen vorzufindende Bandbreite der Fragestellungen und methodologischen Zugriffe überraschen, zumal sich herausstellt, dass es zahlreiche gemeinsame aktuelle Diskursfelder – wie die Untersuchung von Kriegslegitimationsstrategien, von Feindbildkonstruktionen, von sexualisierter Kriegsgewalt – zu entdecken gibt. Hier zeigt sich, wie fruchtbar der epochenübergreifende militärhistorische Dialog sein kann, und hierfür eine Plattform des Austauschs zur Verfügung zu stellen, gehört zu den Ansprüchen, denen der *newsletter* in Zukunft noch mehr gerecht werden sollte.

Die Beiträge, für deren mehrheitliche Einwerbung wir Martin Clauss (Regensburg) zu ganz besonderem Dank verpflichtet sind, bieten gewiss keinen flächendeckenden Überblick über die Breite kriegshistorischer Forschung von mediävistischer Seite, werfen aber ein eindrucksvolles Schlaglicht auf deren Themen und Perspektiven. Während Nathalie Fryde in einem weit ausgreifenden Forschungsbericht die englische *Medieval Military History* skizziert, plädiert Henning Kortüm

dafür, den Krieg im Mittelalter nicht durch eine verengte Interpretation des Staatsbegriffs als mit modernen Kriegen unvergleichbar abzutun.

In allen Beiträgen wird deutlich, dass mittelalterliche Quellen und deren Argumentationsweisen und Begrifflichkeiten in ihrer Fremdheit eines deutlich höheren Grades an methodischer Reflexion bedürfen, als sich dies namentlich der Zeithistoriker, der seine Quellen problemlos zu verstehen glaubt, klarzumachen pflegt.

Dass es „das Mittelalter“ als einheitliche Epoche nicht gegeben hat, zeigt Malte Prietzel. Er untersucht den Wandel des adeligen Selbstverständnisses und Ehrbegriffes an dessen Ausdrucksformen im Kriege. Martin Clauss fragt nach den Interpretationen militärischer Ereignisse durch mittelalterliche Chronisten am Beispiel der Niederlage von Nikopolis. Julia Knödler erörtert die Möglichkeiten, der zweifellos in Kriegen aller Epochen virulenten, aber höchst unterschiedlich dargestellten, tabuisierten bzw. normativ sanktionierten Ausübung sexueller Gewalt auf die Spur zu kommen. Holger Berwinkel schließlich demonstriert am scheinbar „klassischen“, bislang vornehmlich philologisch behandelten Thema der Rezeptionsgeschichte des antiken Kriegsschriftstellers Vegetius die Fruchtbarkeit neuer Fragestellungen und Methoden.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Richard Kühl und Daniel Hohrath

ESSAYS

Die Kriege im Mittelalter: „Privat“ oder „staatlich“? Anmerkungen eines Mediävisten.

Von Hans-Henning Kortüm

Stig Förster hat unlängst in einem im *newsletter* unseres Arbeitskreises erschienenen Beitrag den Begriff der „neuen Kriege“ kritisch hinterfragt¹. Sein weiter Blick zurück in die Geschichte, bei ihm bis in die römische Antike², relativiert eindrucksvoll die angebliche Neuheit der so genannten Neuen Kriege. Einem historisch geschärften Bewusstsein erscheinen die Neuen Kriege als so neu denn auch nicht, bei näherem Hinsehen erweisen sich viele neue Kriege sogar als ausgesprochen alt. Überspitzt formuliert könnte man sagen: Mit Ausnahme ganz weniger, technologisch bedingter Typen lassen sich fast alle so genannten modernen oder neuen Kriege auch für historisch vergangene Epochen belegen. Aber nicht darum soll es in meinem Essay gehen, sondern vielmehr um die Frage, wie mittelalterliche Kriege im Rahmen einer Modernen Militärgeschichte verortet werden müssen.

Man gewinnt als Mediävist mitunter den Eindruck, dass die Sache für den Neuzeithistoriker bereits entschieden sei. Von diesem wird die enge Verknüpfung von Staatlichkeit und Gewaltmonopol gern als historischer Fortschritt auf die Habenseite der Neuzeit verbucht, während fehlende Staatlichkeit und, damit verbunden, ein fehlendes Gewaltmonopol als Passiva die mittelalterliche Bilanz belasten. Die Schlussfolgerung scheint ebenso nahe liegend wie plausibel: Das Mittelalter war eine Epoche genuin privater Gewalt und damit auch eine Epoche privater Kriege katexochen. Diese Einschätzung dürfte im Kreise vieler Neuzeithistoriker schon allein deshalb so beliebt sein, weil sie natürlich auch zwei unausrottbar scheinende Klischees bedient: zum einen das beliebte Bild eines unaufgeklärten „finsternen Mittelalters“ und zum anderen das Bild einer, je nach Geschmack, fehdefreudigen oder fehdewütigen Epoche. Aber auch dann, wenn man bereit ist, solchen Stereotypen im Sinne einer *kernel of truth* - Hypothese das berühmte Körnchen Wahrheit zuzubilligen, erweisen sich die Dinge als ungleich komplizierter und bei genauem Hinsehen, wie alle Stereotypen, als ausgesprochen falsch. Weder war das Mittelalter „finster“ noch war

es ein „Zeitalter der Fehde“. Ich möchte es mir an dieser Stelle versagen, den genauen Beweis dafür anzutreten, und man möge mir deshalb meine Einschätzungen als die persönlichen confessiones eines in seine eigene Epoche verliebten Historikers nachsehen. Aber auf zwei Dinge möchte ich gleichwohl hinweisen und sie im Folgenden näher explizieren: Erstens war das Mittelalter keine Epoche fehlender Staatlichkeit, und zweitens gab es auch im Mittelalter selbstverständlich allgemeine, öffentliche Gewalt. In einem abschließenden dritten Punkt soll dann über die Konsequenzen für die Beurteilung und Einschätzung mittelalterlicher Kriege nachgedacht werden.

I. Staatlichkeit im Mittelalter:

Die ältere Verfassungsgeschichte war, soweit sie sich mit dem Mittelalter befasste, noch einig gewesen und sprach recht unbefangen vom „Staat des hohen Mittelalters“ oder vom „Staat der Normannen“ in Süditalien und auf Sizilien (11./12. Jahrhundert)³. Heutzutage ist man im Kreis vieler (deutscher) Mediävisten, was die Verwendung des Staatsbegriffes für das Mittelalter angeht, ungleich vorsichtiger geworden. Statt von „Staat“ spricht man jetzt lieber von „Verbänden“ oder „gentilen Strukturen“, von „Freundschaftsbünden“ oder wie auch immer die einschlägigen Termini lauten mögen. Zwei Ursachen scheinen mir für diesen Paradigmenwechsel verantwortlich zu sein. Zum einen der massive Angriff auf die ältere Geschichts- und Verfassungsgeschichtsschreibung, der in den Dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland gestartet wurde und dessen Erfolg offensichtlich bis heute andauert, was daran abzulesen ist, dass ein Staatsbegriff für das Mittelalter vielen deutschen Historikern offensichtlich problematisch geworden ist. Der damalige Angriff hatte nicht nur lautere, wissenschaftliche Motive, sondern erklärt sich auch politisch. Denn geführt wurde er von einer nationalkonservativ eingestellten Rechten, die mit ihrer Kritik auch den von ihr bekämpften Weimarer Staat zu treffen suchte. Diesen wollte sie durch ein reanimiertes mittelalterliches Gesellschaftsmodell auf höherer Ebene, die national-

sozialistische Volks- und Schutzgemeinschaft, abgelöst sehen, wie sie ja dann ab 1933 unter praktischer Mithilfe auch von eben diesen Historikern mit aufgebaut wurde⁴.

Heutzutage sind sich manche Mediävisten offensichtlich gar nicht mehr bewusst, mit welchen ideologischen Implikationen jene damals sich so fachwissenschaftlich präsentierende Ablehnung mittelalterlicher Staatlichkeit verband: Sie war untrennbar verbunden mit einer impliziten Schmähung des liberal-bürgerlichen und deshalb auch verachteten Verfassungsstaates von Weimar, dessen prinzipielle „Artfremdheit“ sich in den Augen seiner Gegner nicht zuletzt auch durch den Rekurs auf ein germanisch-deutsches und damit selbstverständlich auch auf ein staatsfrei interpretiertes Mittelalter erweisen ließ⁵.

Wenn im übrigen die Gegner der älteren, liberal-bürgerlich gesonnenen Verfassungsgeschichte deshalb den Vorwurf machten, unreflektiert und anachronistisch moderne, weil dem liberalen Verfassungsdenken des 19. Jahrhunderts geschuldete Begrifflichkeit auf vergangene mittelalterliche Zeiten übertragen zu haben, weshalb auch der Begriff des „Staates“ für das Mittelalter billigerweise aufgeben werden müsse⁶, so ist damit zunächst einmal nichts gewonnen. Vor allem dann nicht, wenn, mindestens genauso unreflektiert und anachronistisch, die eigenen ideologischen Begrifflichkeiten – das „ganze Haus“, „Schutz und Schirm“, „Treue“, „Gemeinschaft“, „Verband“ usw. – verwendet werden⁷. Im Übrigen ist überhaupt nicht einzusehen, warum man auf den „Staatsbegriff“ für das Mittelalter verzichten sollte. Der Hinweis, dass mittelalterliche Staatlichkeit keinen Vergleich mit moderner Staatlichkeit aushalte, ist banal und rechtfertigt es in keiner Weise, das Kind mit dem Bade ausschütten und den Staatsbegriff prinzipiell verwerfen zu wollen. Dessen heuristischer Wert wird durch mancherlei Unterschiede zwischen mittelalterlicher und moderner Staatlichkeit nicht wesentlich tangiert. Wollte man solche für wesentlich erklären, müsste man konsequenterweise auch beispielsweise auf den Begriff der Stadt für das Mittelalter verzichten, denn mittelalterliche Städte unterscheiden sich in vielem von modernen Kommunen. Das macht aber kein vernünftiger Mensch. Mit anderen Worten: Es kann nur um die Frage gehen, wie viel an Staatlichkeit an welchem Ort zu welcher Zeit des Mittelalters

vorhanden war, nicht aber um die Frage, ob es Staatlichkeit überhaupt gegeben habe⁸. Sollten letzte Zweifel bestehen, empfiehlt sich allemal ein vergleichender Blick über die nationalen Grenzfähle hinweg: Weder die angelsächsische noch die französische Mediävistik plagen vergleichbare Skrupel wie manche deutsche Mediävisten, wenn sie von *state* oder *état* sprechen.

Der zweite Grund dafür, dass der Staatsbegriff bei so manchen Mediävisten aus der Mode gekommen ist, liegt natürlich daran, dass er eine häufig erwünschte und dem Mittelalter zugeschriebene Alteritätsperspektive vortrefflich zu unterstützen vermag. Ein Mittelalter, das einer dann darob ins willkommene Staunen geratenden Öffentlichkeit als etwas ganz Anderes, als etwas ganz Fremdes präsentiert wird, vermag allemal auf gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Zuspruch hoffen – immer wichtiger im Zeitalter immer knapper werdender öffentlicher Kassen. Auch hier dürfte wieder einmal die Wahrheit in der Mitte liegen. Natürlich unterscheidet sich das Mittelalter in vielem von der Moderne, aber eben nicht in allem.

II. Öffentliche und private Gewalt:

Mit der Ablehnung öffentlich-staatlicher Elemente, die es angeblich im Mittelalter nicht gegeben habe, verbindet sich nahe liegender Weise die Vorstellung, im Mittelalter habe es auch keine allgemeine, öffentliche Gewalt gegeben, geschweige denn so etwas wie ein Gewaltmonopol. Auch diese Einschätzung erweist sich bei näherem Zusehen als offensichtlich falsch. Beispielsweise wurde mit Recht darauf hingewiesen, dass mit der Transformation der Antike zum Mittelalter das Bewusstsein von Öffentlichem (*publicus*) im Sinne von „alle angehend und alle verpflichtend“ keinesfalls untergegangen sei⁹. Auch darf man sich das Funktionieren von mittelalterlichen Gesellschaften nicht nur als eine durch symbolisch-rituelle Kommunikation gesteuerte Interaktion autonomer Gewaltinhaber vorstellen. Vielmehr entwickelten sich bereits in frühmittelalterlicher Zeit gesellschaftliche Mechanismen, die autonome private Gewaltaktionen rechtlich einzudämmen und gesellschaftlich zu ächten versuchten. Denn auch für das Mittelalter wird man plausiblerweise davon ausgehen müssen, dass jede Gesellschaft in ihrem Innenverhältnis nur ein

bestimmtes Maß unkontrollierter Gewalt ihrer Mitglieder zulassen kann, will sie denn überhaupt „funktionieren“. Und je länger das Mittelalter andauerte, desto effizientere Methoden der Gewaltbeschränkung entwickelten sich. Schon im Hochmittelalter bieten die so genannten Konstitutionen von Melfi (1231) ein klassisches Beispiel dafür, dass eine Gesellschaft autonome private Gewaltausübung als Kapitalverbrechen ahnden und deshalb auch mit dem Tode bestrafen konnte¹⁰. Massive gesellschaftliche Ächtung und Restriktion erfuhr private Gewaltausübung bereits seit dem 10. Jahrhundert in der so genannten Gottesfriedensbewegung, die, ursprünglich in Frankreich entstanden, auch seit dem 11. Jahrhundert verstärkt auf Deutschland übergreifen hatte. Auch die Kreuzzugszeit mit ihrem Höhepunkt im 12. Jahrhundert und dem damit in engster Verbindung stehenden und jetzt verstärkt einsetzenden Prozess eines intellektuellen Nachdenkens über den Krieg führten dazu, dass Gewalt und „Krieg“ zunehmend als eine „öffentliche Angelegenheit und Aufgabe“ verstanden wurden¹¹. Das Spätmittelalter mit seinen zahlreichen so genannten Fehden stellt, so gesehen, in historischer Perspektive nur noch ein langwieriges Rückzugsgefecht dar, das auf der Verliererseite die privaten adligen Gewaltinhaber sah. Diese verfochten verzweifelt, aber langfristig wirkungslos, gegen die sich immer weiter verfestigende landesherrliche Obrigkeit die Legalität ihres Anspruches auf private Gewaltausübung, wobei sie sich im Sinne einer *invention of tradition* (E. Hobsbawm)¹² auf ihr angebliches altes Fehderecht besannen. Es kann hier nicht der Ort sein, diese sehr komplexen Prozesse im Einzelnen vorzustellen¹³, nur soviel sollte deutlich geworden sein: Das Bild einer gesellschaftlich und rechtlich unangefochtenen Autonomie privater Gewaltinhaber in mittelalterlicher Zeit ist definitiv falsch.

III. Zur Beurteilung mittelalterlicher Kriege:

Angesichts des soeben Gesagten ergibt sich von selbst, dass einschlägige Pauschalurteile über den Krieg im Mittelalter in aller Regel falsch sind. Man hat es bei den unzähligen mittelalterlichen Kriegen mit einer Vielzahl typologisch höchst unterschiedlicher Konflikte zu tun. Natürlich auch mit vielen privaten Kriegen, die von Warlords aus privaten Renditegründen geführt wurden. Daneben gibt es

aber auch schon in frühmittelalterlicher Zeit den „großen“, den „allgemeinen“, den „öffentlichen“ Krieg, der von Gesellschaften, die stärker oder schwächer staatliche Strukturelemente aufweisen können, geführt wird oder genauer gesagt: geführt werden muss, weil von seinem Gewinnen die Weiterexistenz ebendieser Gesellschaft abhängt - erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die so genannten Ungarnfeldzüge mit ihrem dramatischen Höhepunkt der Lechfeldschlacht von 955. Der Sieg Ottos des Großen bildete die elementare Voraussetzung für Fortleben und Weiterentwicklung dessen, was sich unter dem Kürzel der „Ottonenzeit“ verbirgt. Noch einmal, auch in der Gefahr, sich zu wiederholen, sei es ausdrücklich gesagt: Es gab im Mittelalter noch nicht den modernen Staat, es gab aber eine, mitunter auch sehr moderne Züge aufweisende mittelalterliche Staatlichkeit, und es gab damit auch „Staatskriege“, d.h. allgemeine, öffentliche, alle angehende und verpflichtende und, wenn nicht zentral organisierte, so doch zentral koordinierte Kriege.

Prof. Dr. Hans-Henning Kortüm, Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte, Universität Regensburg, D-93040 Regensburg, Tel: +49 (0)941 943 3535, Email: henning.kortuem@geschichte.uni-regensburg.de

¹ Stig Förster, Die neuen Kriege: Was tun mit den alten Instrumenten? in: *AKMNL*, Jg. 10 (2005), No. 1, S. 6-11.

² Ebenda, S. 8 mit dem Hinweis „... kannten doch schon die alten Römer dieses Problem...“.

³ Klassisch in diesem Sinn etwa das berühmte Buch des Rechtshistorikers H. Mitteis, *Der Staat des Hohen Mittelalters*, 10. Auflage Darmstadt 1980.

⁴ Dazu demnächst ausführlich Hans-Henning Kortüm, „Wissenschaft im Doppelpass“? Carl Schmitt, Otto Brunner und die Konstruktion der Fehde (erscheint in: *Historische Zeitschrift* Jg. 2005).

⁵ Vgl. dazu mit allen Belegen Kortüm, „Wissenschaft im Doppelpass“?

⁶ So der bekannte Vorwurf, der sich in dem auch heute häufig noch vorbehaltlos zitierten Werk „Land und Herrschaft“ (1. Auflage Wien u.a. 1939, 6. Auflage 1973) des Mediävisten Otto Brunner (1898-1982) findet.

⁷ Die ideologische Abhängigkeit Brunners von der nationalsozialistischen Ideologie ist schon mehrfach nachgewiesen worden; vgl. dazu u.a. Gadi Algazi, *Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten*

Mittelalter. Herrschaft, Gegenseitigkeit und Sprachgebrauch (Historische Studien Bd. 17), Frankfurt 1996.

⁸ Vgl. Hans-Werner Goetz, Europa im Frühen Mittelalter 500-1050 (Handbuch der Geschichte Europas Bd. 2), Stuttgart 2003, S. 288.

⁹ Dazu jetzt grundlegend: Peter von Moos, Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus, in: Gert Melville und ders. (Hgg.), Das Öffentliche und Private in der Vormoderne (Norm und Struktur Bd. 10), Köln u.a. 1998, S. 3-83 mit weiterer Literatur.

¹⁰ Vgl. die Constitutionen Friedrichs II. für das Königreich Sizilien I.9. (Monumenta Germaniae Historica Constitutiones Bd. 2, Suppl., hrsg. von Wolfgang Stürner, Hannover 1996, S. 160).

¹¹ Dazu grundlegend Ernst-Dieter Hehl, Kirche, Krieg und Staatlichkeit im Hohen Mittelalter, in: Werner Rösener (Hg.), Staat und Krieg. Vom Mittelalter bis zur Moderne, Göttingen 2000, S.17-36.

¹² Vgl. Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hgg.), The invention of tradition, Cambridge 1983.

¹³ Dazu ausführlich Kortüm, „Wissenschaft im Doppelpass“?

Military History counter-attacks! Medieval Military History in Great Britain today.

Von Nathalie Fryde

Military history occupies a much more dominant place in medieval history in Great Britain than in Germany. This is not surprising. In medieval England war was not so much a continuation of politics as its primary method of expression. Not a single medieval reign passed without it dominating court and country. War took a number of forms. Firstly that of the conquest of recalcitrant parts of the country such as William the Conqueror's War in the North (1067-80), Henry II's conquest of England in 1154, Edward I's Conquest of Wales completed in 1282 and his Scottish Wars, during the last of which he died in 1307, his son and grandson's unsuccessful attacks north of the border, Richard II's fateful Irish campaigns, Henry IV's subjugation of the Welsh rebellion of Owen Glyndwr in 1406. Aside from these major campaigns we have a constant state of border warfare with Wales and Scotland although the major feature of historiography here lately has been the cultural rather than the military interaction.¹

The second category which preoccupied rulers were the civil (really dynastic) wars, for example that between Stephen and Matilda 1135-1154, that between John and the Magnates culminating in Magna Carta in 1215, the long drawn out Baronial Wars between Henry III and the baronial opposition led by Simon de Montfort which led to a dramatic series of battles between 1264-1265, the massive conflicts with the magnates under Edward II, specially the campaign leading to the battle of Boroughbridge in 1322, the take-over of power from Richard II by Henry Bolingbroke in 1399 and, last but not least, the Wars of the Roses 1447-1485. It is appropriate that they – and the Middle Ages – ended in the combination of civil war and invasion led by Henry Tudor, which ended in the dramatic battle of Bosworth 1485 in which the last ruler of the house Plantagenet fell in the battle.

When not engaged on their own soil, as a third category of medieval English warfare, English monarchs were busy defending and even extending their possessions in France, for example the successful wars of Henry II and Richard Lionheart, followed by the catastrophic campaigns of King John which led

to the fall of Normandy in 1204. Edward I also fought with mixed success in France but it was left to his grandson Edward III to start a major offensive to recapture the English possessions there, which inaugurated the Hundred Years War 1337-1453. It is almost as if no English ruler could do without war and certainly those kings who did not flourish in this environment and proved themselves capable war leaders soon raised opposition against them which ended in disaster for them – King John, Henry III, Edward II, Richard II, Henry VI (the last of whom were all murdered). On the other hand those successful in war like Richard I, Edward I, Edward III and Henry V are still regarded as role models for kingship in medieval English historiography. This means, of course, that it is difficult to deal with this subject in a brief article and I shall restrict myself to examining the trends of research rather than producing an exhaustive list of books. The limits of space also mean that I shall restrict myself to the literature of land war in the Middle Ages.

There are enormous barriers to studying and writing medieval military history, which place it outside the reach of hobby historians and far exceed the methodological problems of modern historians – not only excellent Latin is necessary but also, from the early fourteenth century, medieval French and from the late fourteenth century the less demanding medieval English.² Training in palaeography and diplomatic is also essential and the knowledge of organization of English government and the different classes of medieval sources, still available in great quantities in the National Archive in Kew is indispensable. Even those who are qualified to cope with these problems are faced with the additional hurdle that the sources, once located, are exceedingly patchy. A large quantity of material exists for Agincourt, for example, but only a page for the battle of Towton (1461), possibly the bloodiest battle of English medieval history.

All this is knowledge which can only be attained after years of study and experience. In the present generation, this has the unfortunate result of largely excluding men and women with military experience. As a result, we had the ironic situation that, until recently, although various types of military history

occupy a central role in medieval historical studies in England, even the best qualified medievalists lack the ultimate qualification for their enterprise – they neither have experience nor understanding of war in general or tactical or strategic problems in particular because most have never served in an army. Naturally, however, there are some (not always men) who have a natural talent for summing up a military situation while there are others who are clearly amateur and ‘armchair’ military historians.³

One can generally say that until the 80ies, most British medievalists, although they offered a fair and correct interpretation of the wars they studied, placed them primarily either in the political, governmental, economic or social context or a combination of all.⁴ Alternatively they formed part of a biography.⁵ Studies such as the two ancient volumes by Sir Charles Oman, where war stands at the heart of political history rather than vice-versa were rare. The advent of “political correctness” in the sixties and seventies naturally did nothing to alleviate the aversion to military history, which, however, in England always retained a quiet following.

It is interesting to trace back the modern fascination for war in the Middle Ages, which gives this theme a central, and not an ancillary place. It is interesting that when one of the few ‘pure’ military historians of the last generation, John Prestwich (who had served in the Oxford and Buckinghamshire Light Infantry and subsequently in the Intelligence Service), when he gave the Ford Lectures in 1983, found it necessary to apologize for his approach. “My general theme, the place of war in English history from 1066 to 1214 will seem to many to be both unedifying and old-fashioned.’ He then explained his approach, ‘By war, I mean not merely – or indeed mainly – active hostilities, but how armed forces were raised, maintained, supplied, disciplined and transported. I shall have something to say about the ends for which they were used, the relations between war and diplomacy, propaganda and morale, military intelligence and economic warfare.”⁶

Another exception from the same generation was R. C. (“Otto”) Smail, also a former soldier, whose *Crusading warfare 1093-1196*⁷ did much to make military history exciting and respectable. Above all there was the formidable figure and prolific writer, Sir Charles Oman,

who made the following sad remark: “Both the medieval monastic chroniclers and the modern liberal historiographers had often no closer notion of the meaning of war than that it involves various horrors and is attended by a lamentable loss of life. Both classes strove to disguise their personal ignorance or dislike of military matters by deprecating their importance and significance in history”⁸. Oman was a unique phenomenon whose *History of the Peninsular War* long remained the standard work, the doyen of military historians in England for any period but he was also a good medievalist who wrote, for instance, a good and highly readable study of the Peasants Revolt of 1381 where his treatment of the fiscal causes was outstanding in its time.⁹ The appearance of an English translation of F. Verbruggen’s classic Dutch tome, *The Art of Warfare in Western Europe* in 1976 was to stimulate medieval military history in Great Britain in the 80ies and beyond. Together with the work of the leading military historian Sir John Keegan’s *The Face of Battle* (London 1976) Verbruggen remains one of the most powerful influences on medieval military history today.

We probably have the two main inspirations for the flourishing medieval military history of today, on the one hand the men and artefacts at the heart of medieval war, knights and castles, and secondly the crusades. We can take one after the other. It was not so much J.O. Prestwich who provided the force behind the explosion in medieval military studies but one of his pupils, R. Allen Brown. In 1978 Brown, who published a number of books on the Normans and the Norman Conquest¹⁰, inaugurated the yearly conference at Battle in Sussex, which under his aegis had a very strong military history bias. This was beautifully highlighted when he and a few friends, mounted and in full armour decided to re-enact part of the Battle of Hastings on the actual battlefield. Brown, an excellent rider, briefly lost control of his steed and nearly landed ignominiously in the nettles but military history flourished. Although he died some years ago, a substantial work by him on English castles was only published in 2004.¹¹

Medieval military history in Oxford was continued by Maurice Keen, whose enormously successful book on *Chivalry*, published by Yale in 1986, greatly increased interest in the subject at many levels and, thanks to a transla-

tion, even in Germany. In 1999 he produced a volume of specialist studies about *Medieval Warfare: A History*¹² to seal his contribution to this subject. Among those influenced, if not directly taught by him, who have deepened our understanding of war and the warring classes, particularly the aristocracy and the subject of 'chivalry' include David Crouch¹³, David Carpenter¹⁴ and particularly Matthew Strickland. Whereas the former two are really brilliant social historians of the aristocracy with an understanding of war, Strickland's work is primarily concerned with the conduct of war and concepts of behaviour and martial ethos rather than fighting per se.¹⁵ Their works, of course, have been illuminated by Duby and Flori and by the debates about Feudalism in the eighties and nineties where the work of Susan Reynolds, *Fiefs and Vassals* focussed a great deal of attention even if one can by no means define it as a work of military history.¹⁶

Interest in the crusades has been the second factor in turning the tide in military history quite recently although between Smail's work and the most recent primarily military history of the crusades by John France, *Victory in the East, a Military History of the First Crusade*¹⁷, much of the work on the Crusades was non-military, covering such themes as settlement, mentality, religion. The crusades offer an unusual opportunity to study the associations between war and religion.¹⁸

This has all changed recently for reasons, which are by no means, clear. Military history has taken a centre of the stage place although different historians place it within a different framework. Particularly striking and new has been the interest in the techniques of medieval warfare – including at least two books in one year on siege warfare¹⁹, one on the medieval archer²⁰ and a magnificently illustrated new volume on the longbow by Matthew Strickland and Robert Hardy²¹, attempts to understand strategy in the Middle Ages²², various studies of horses and their transport and an explosion of studies about medieval shipping. Battlefield studies have also become popular, even for professional historians. Almost simultaneously two books appeared on the Battle of Hastings²³ and naturally Crécy²⁴, Agincourt²⁵ and Bosworth²⁶, part of a series on campaigns. The American historian Clifford J. Rogers has devoted important work

to the organization of armies under Edward III, which could have model character for other studies.²⁷ The work of Michael Prestwich is interesting. Although the son of the military historian, John Prestwich, Michael Prestwich initially approached war in the traditional way as part of the political and governmental scene in England or as an element in the biographies of the three Edwards, especially Edward I.²⁸ His latest book, *Armies and Warfare in the Middle Ages: The English experience* however, is a true work on military history.

In the meantime, medieval British and North American military historians no longer feel necessary to justify their interest (or even existence) out of academic political correctness. In contrast, some are on the offensive, not unjustifiably considering the importance of the subject and its neglect over a generation. The American military historian Bernard B. Bachrach rallied his troops with the following comment on Oman, "Oman's explanation rings true until very recent times when a very different value system came to the fore as the result of which military history has been given far less attention than its due. Indeed a great, any contemporary medievalists, infected with politically correct fads such as post-modernism and deconstructionism, are self-consciously uninterested in what is of central importance to an understanding of past societies. Rather, as contrasted to the more general interests of the educated public, these medievalists float on the flotsam and jetsam of history which consume the attention of like-minded contemporary academics, who are dedicated to propagandizing the plight of society's so-called 'victims' such as prostitutes, transvestites and homosexuals with the putative purpose of redressing past injustices."²⁹ His valuable new *Journal of Medieval Military History*, founded in 2002, promises to be most useful for military historians while the interest of the publisher Boydell and Brewer in military history promises to continue raising interest in this branch of medieval history. As the result of the activities of Bachrach, Clifford J. Rogers and Kelly de Vries, there is now a vigorous interchange between US and UK medieval military historians. The creation of the website *De Re Militari* is indispensable for professionals and students in the area of medieval military history.

There is still a great deal to be done. The National Archive is brimming with material

which will illuminate medieval British military history. Particular themes, which urgently need treatment are mercenaries (a much earlier phenomenon than generally realized and happily subject of a conference in Wales this year which will hopefully lead to a publication) and war finance but generally speaking it's a pleasure to see how medieval military history is increasingly being cultivated in Great Britain.

Natalie Fryde-von-Stromer, Zur Mühlwiese 2, D- 64711 Erbach(Bullau), Tel.: 0049-6062-918800, Email: natalie.fryde@gmx.net, Institut für Geschichte, Fachgebiet Mittelalter, Technische Universität Darmstadt, Residenzschloss, D-64283 Darmstadt, Tel. 0049-6151-16-2892

¹Rees Davies's classic study, *Lordship and Society in the March of Wales*, (Oxford 1978) has been the prototype here. More recently Robert Bartlett and Angus Mackay, *Medieval Frontier Societies*, (Oxford 1989).

²On the other hand, because of language constraints, few if any medieval British historians work on either German or Italian military history of the Middle Ages.

³Michael Prestwich is concerned about this. See the introduction to *Armies and Warfare in the Middle Ages: The English Experience* (Yale 1996) p.vii 'I hope that military history can be written by a civilian'.

⁴See Michael Prestwich's early work *War, Politics and Finance under Edward I*, (London 1972) or my *Tyranny and Fall of Edward II*, (Cambridge 1979). The latter does, however, have unusually detailed studies of the campaigns in Scotland. These are typical of their time.

⁵G.W.S.Barrow, *Robert Bruce and the Community of the Realm of Scotland* (Edinburgh 1988) for biography and military history, Michael Prestwich's *Biography of Edward I* (Yale 1988); J. R. Maddicott, *Thomas of Lancaster* (Oxford 1970)

⁶J. O. Prestwich. *The Place of War in English History* (ed.) Michael Prestwich, (Woodbridge 2004), p. 1

⁷(Cambridge 1956). A second edition of Smail's book by Christopher Marshall with a new bibliographic essay appeared in 1994 while Marshall also wrote a companion volume *Warfare in the Latin East, 1193-1291* (Cambridge 1992). R.C."Otto" Smail exercised a formidable influence of the next generation of medieval military historians, John Gillingham and John France.

⁸Sir Charles Oman, *On the Writing of History* (New York 1939) pp.159-160

⁹Sir Charles Oman, *The Peasants Revolt of 1381* (ed.) E.B.Fryde (Oxford 1969)

¹⁰R. Allen Brown, *The Normans and the Norman Conquest* (Woodbridge 2000)

¹¹Woodbridge. In the same year an important collection of articles on castles, including some by Brown appeared in *Anglo-Norman Castles* (ed.) R. Liddiard (Woodbridge).

¹²(Oxford)

¹³David Crouch, *The Image of the Aristocracy in England 1000-1300* (London 1992) as well as his studies of individual aristocrats including William Marshal (London 1990) and the Beaumont Twins (Cambridge 1986)

¹⁴David Carpenter, *The Reign of Henry III* (London 2003) *The Battles of Lewes and Evesham* (Keele 1987)

¹⁵Matthew Strickland, *War and Chivalry. The Conduct and Perception of War in England and Normandy 1066-1217* (Cambridge 1996)

¹⁶Susan Reynolds, *Fiefs and Vassals: The Medieval Evidence Reinterpreted* (Oxford 1994)

¹⁷(Cambridge 1994)

¹⁸David S. Bachrach, *Religion and the Conduct of War c. 300-c.1215* (Woodbridge 2003) and the work of Helen Nicholson, Alan Forey and Malcom Barber on the Military Orders.

¹⁹Jim Bradbury, *The Medieval Siege*, (Woodbridge 1992); R. Rogers, *Latin Siege Warfare in the Twelfth Century* (Oxford 1992). Hugh Kennedy and Denis Pringle have greatly increased our knowledge of crusading castles. The latter was responsible for the reissue of T. E.Lawrence's book *Crusader Castle* (Oxford 1988)

²⁰Jim Bradbury, *The Medieval Archer*, (Woodbridge 1985)

²¹Matthew Strickland, Robert Hardy, *The Great Warbow*, (Stroud 2005)

²²Clifford J. Rogers, *War Cruel and Sharp. English Strategy under Edward III*, (Woodbridge 2000)

²³Stephen Morillo, (Woodbridge 1996) and M.K. Lawson, (London 2002)

²⁴Andrew Ayton, *Sir Philip Preston, The Battle of Crécy*, (Woodbridge 2005); Matthew Bennett, *Agincourt 1415* (London 1991)

²⁵Anne Curry, *The Battle of Agincourt: Sources and Interpretations*, (Woodbridge 2000)

²⁶Michael Bennett, *The Battle of Bosworth*, (London 2000)

²⁷Clifford J. Rogers, *The Wars of Edward III: Sources and Interpretations*, (Woodbridge 1999); Andrew Ayton, *Knights and Warhorses: Military Service and the English Aristocracy under Edward III*, (Woodbridge 1999).

²⁸Most recently, however, he has published a large volume with war at its very heart, *Armies and Wars in the Middle Ages: The English Experience*, (Yale 1996)

²⁹*Warfare and Military Organization in pre-Crusade Europe*, (Aldershot 2002)

Von spitzen Schuhen und ungehörten Helden. Zum Umgang der mittelalterlichen Historiographie mit Kriegsniederlagen am Beispiel der Schlacht von Nikopolis.

Von Martin Claus

Wer über Krieg schreibt, schreibt auch von Sieg und Niederlage. Die Siege der eigenen Seite können bejubelt, ihre Niederlagen hingegen müssen vermittelt werden. Verglichen mit einer Siegesdarstellung nehmen sich Berichte über Niederlagen meist komplexer und umfangreicher aus. Für die mittelalterliche Historiographie erklärt sich dies auch aus einem religiös geprägten Verständnis von historischen Zusammenhängen; im Krieg, wie in allen Lebenssituationen, wurde Gottes Wirken sichtbar. Wohl und Wehe der Kriegsteilnehmer wurden als unmittelbarer Ausdruck göttlichen Willens verstanden, und dieser konkretisierte sich nirgends unmissverständlicher als im Ausgang einer Schlacht. Dieses Verständnis vom göttlichen Einfluss auf den Schlachtverlauf macht die Deutung eines Sieges einfach: Gott hat sich auf die Seite der Sieger gestellt, deren Sache als die - einzig - gerechte erkannt und ihnen folgerichtig zum Sieg verholfen. Religiöses Understatement verbietet es in diesem Zusammenhang meist, über Gebühr auf menschliche Taten hinzuweisen.

Eine Niederlage bedarf hingegen ausführlicherer Erklärung, es sei denn, sie wird einfach ganz verschwiegen. Warum hat Gott sich gegen die Unterlegenen gestellt? Wer ist für die Niederlage verantwortlich und warum? Wie konnte es überhaupt zur Niederlage kommen? Diese und ähnliche Fragen treiben die Historiographen um, wenn sie von verlorenen Schlachten berichten. Sie werden für christliche Geschichtsschreiber noch drängender, wenn Christen gegen Nicht-Christen unterliegen, wie bei der Schlacht von Nikopolis.

Dort erlitten am 28. September 1396 ein Heer unter Führung des Grafen Johann von Nevers, des späteren Herzogs von Burgund Johann Ohnefurcht, und ein ungarisches Kontingent unter König Sigismund eine vernichtende Niederlage gegen den osmanischen Sultan Bayezid I. Die überwiegend französischen Kreuzfahrer hatten schwere Verluste hinzunehmen, etliche christliche Kämpfer – so auch Johann von Nevers – gerieten in Gefangenschaft und mussten gegen

beträchtliche Lösegeldzahlungen freigekauft werden. Das Desaster von Nikopolis setzte dem Kreuzzugsunternehmen ein jähes Ende, die verbliebenen Kräfte wandten sich zur Flucht. Die Niederlage fand in der Öffentlichkeit der westeuropäischen Höfe und in der Literatur viel Aufmerksamkeit. Drei Beispiele für die historiographische Verarbeitung von Nikopolis sollen hier vorgestellt werden.

Michel Pintoin (ca. 1350-1421), Cantor am Kloster Saint-Denis bei Paris und Verfasser der *Chronique du Religieux de Saint-Denis*, kann für die Zeit des französischen Königs Karl VI. als Hofhistoriograph angesehen werden, der aus einer französischen Perspektive über die Ereignisse seiner Zeit berichtet. Jean Froissart (1337-1404), der vielleicht bekannteste Chronist des Hundertjährigen Krieges, interessiert sich in seinen *Chroniques* vor allem für das Rittertum und seine Ideale.

Beide Chroniken haben einen breiten Berichtshorizont, der ganz Westeuropa umfasst und vor allem die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich abdeckt. Wesentlich fokussierter hingegen ist die dritte hier herangezogene Quelle: Der *Livre des Fais du Bon Messire Jehan le Maingre, dit Bouciquaut, Mareschal de France et Gouverneur de Jennes*. Dem anonymen Autor geht es darum, Leben und Taten des Jean II. Boucicaut (1365-1421), der 1396 Marschall von Frankreich und einer der prominentesten Teilnehmer an der Schlacht von Nikopolis war, in möglichst gutem Licht erscheinen zu lassen, wobei er ihn zum Prototyp eines ritterlichen Helden stilisiert. In allen drei Berichten wird die Niederlage von Nikopolis ausführlich behandelt, und alle drei Autoren stehen dabei eindeutig auf Seiten der unterlegenen Kreuzfahrer.

Nachdem Michel Pintoin beteuert hat, dass er sich nur schweren Herzens dazu durchringen könne, über eine für die Christenheit so herbe Niederlage zu berichten, widmet er Nikopolis mehrere Kapitel seiner Chronik; gleich zu Beginn dieser Schilderung wird deutlich, wie die Niederlage der Christen erklärt wird: Bereits auf dem Marsch donauabwärts, so berichtet Pintoin, mahnen die mitziehenden Geistlichen, den Lebenswandel des Heeres tugendhafter zu gestalten, um Gott

wohlgefällig zu sein, was von den Franzosen freilich nicht befolgt wird.

Die Sündhaftigkeit des Kreuzfahrerheeres durchzieht die ganze Schilderung der Schlacht und wird weiter ausgebaut, als von der Belagerung der Festung Nikopolis berichtet wird: Gott ignoriert die Gebete der Priester, weil die, für die gebetet wird, seiner Gnade nicht würdig sind. Die christlichen Ritter wähen sich ihres Sieges sicher und geben sich einem ausschweifenden, zügellosen Leben hin; die Chronik spricht von luxuriöser Kleidung, zahlreichen Gelagen und einer überaus reichen Ausstattung im Lager der Belagerer. Diese gipfelt in den Schuhen einiger Christen; zum großen Staunen der muslimischen Gefangenen, die sich im Lager der Kreuzfahrer aufhalten, tragen diese Schuhe mit einem Schnabel von zwei Fuß Länge und mehr. Hier dienen die nicht-christlichen Gegner als Spiegel, um das beklagenswerte Verhalten der Christen vorzuführen.

In diese Sinne wird auch Bayezid selbst eingesetzt, der von der lasterhaften Lebensführung der Christen erfährt und sich über deren Gottlosigkeit mokiert. Ihm selbst bescheinigt die Chronik, ein gottesfürchtiger Mann zu sein, auch wenn er aus christlicher Sicht den falschen Gott fürchtet. Die Schnabelschuhe, mit denen das unmoralische und auch unmilitärische Verhalten der Kreuzfahrer auf den Punkt gebracht wird, tauchen kurz vor der eigentlichen Schlacht erneut auf: Die Bewaffneten machen sich zum Abmarsch bereit und müssen die Spitze ihrer überlangen Schuhe abschneiden, um besser laufen zu können. Wer mit solchen Schuhen in den Krieg zieht, kann nicht gewinnen! Mangelnde Gottesfrucht, Prunksucht und Hochmut führen zur Niederlage gegen einen zwar heidnischen, aber dennoch gottesfürchtigen Gegner. Zu dieser Darstellung passt, dass Bayezid, sobald er von seinem Sieg erfährt, seinem Gott dafür dankt.

Ein zweites Motiv, das zur Erklärung der Niederlage herangezogen wird, ist die Beratungsresistenz der französischen Heerführung. Die Chronik berichtet von einem Disput zwischen König Sigismund und den Kreuzfahrern. Während ersterer darauf drängte, mit seinen Fußtruppen die erste Abteilung zu bilden, der die französischen Ritter zu Pferd nachfolgen sollten, bestanden die Franzosen darauf, als erste anzugreifen. Am Ende setzen sich die Kreuzfahrer durch und lehnten den

Rat Sigismunds mit der Begründung ab, er sei mit ihrer Ehre nicht zu vereinbaren. Nach Darstellung der Chronik wandte sich Sigismund vor der Schlacht drei Mal - immer vergeblich - mit seinem Anliegen an die französische Führung. Diese Anspielung auf die Bibel macht deutlich, auf wessen Seiten der Chronist steht. Dies zeigt sich auch in der Reaktion der Kreuzfahrer auf den Vorschlag Sigismunds; diese stellt Pintoin zunächst als zwiespältig dar: Die älteren, erfahrenen Ritter stimmen dem König zu, die jungen, draufgängerischen lehnen ihn ab. Da letztere allen durch Geburt an Rang überlegen sind, bleiben die weisen Worte unbeachtet. Der Chronist macht in diesem Zusammenhang also mehrfach deutlich, dass der Hochmut der jugendlichen Franzosen ein Grund für die Niederlage der Kreuzfahrer ist.

Auch Froissart kennt die Geschichte vom taktischen Vorschlag Sigismunds und der ablehnenden Reaktion der Franzosen; er verknüpft die unterschiedlichen Fraktionen innerhalb der Heerführung mit zwei konkreten Personen: Enguerran de Coucy tritt für den Plan Sigismunds ein, wogegen sich der Graf von Eu, Robert von Artois, vehement verweigert. Er bezichtigt den König von Ungarn, *la fleur de la journée* und den Ruhm für sich zu beanspruchen. Es geht hier also nicht um die Frage, wie der Sieg zu erringen, sondern wie der damit verbundene Ruhm zu verteilen sei.

Der dahinterstehende Vorwurf Froissarts ist klar: Robert von Artois ist zu siegesgewiss und verschuldet damit letztendlich die Niederlage. De Coucy berät sich mit einem anderen erfahrenen Kämpfer, Johann de Vienne, über das weitere Vorgehen. Dieser rät, dass es geboten sei, gemeinsam zu kämpfen und Artois in die Schlacht zu folgen, und so greifen alle zusammen an. Im vollen Bewusstsein, dass sie die Schlacht nicht gewinnen können, gehen die erfahrenen Kämpfer mit dem Heißsporn Artois gegen die Feinde vor und reiten somit ehrenvoll in die sichere Niederlage.

Der tragische Held dieser Episode ist zweifelsohne De Coucy; die Interpretation des tapferen Ritters, dessen weiser Rat ungehört verhallt, bietet Froissart die Möglichkeit, einige der unterlegenen Kämpfer von der Schmach der Niederlage zu befreien. Diese Darstellung hat völlig ungebrochen auch Einzug in die moderne Historiographie gefunden; so schreibt Henry Savage in seinem Aufsatz

„Enguerrand de Coucy VII and the Campaign of Nicopolis“ von 1939 (*Speculum* 14): „And Nicopolis is all the more tragic to us because we realize that had the voice of Enguerrand de Coucy been heeded, it might never been lost“ (S. 424). Auch über 500 Jahre nach der Schlacht wird hier mit der Niederlage gehadert und diese als die eigene empfunden. Entscheidend hierbei ist, dass der negative Ausgang der Schlacht nicht als schicksalsgegeben und vorbestimmt verstanden wird. Die Schlacht musste nicht verloren gehen, das Potenzial und der Sachverstand für einen Sieg war durchaus vorhanden, wurde aber verspielt.

Insgesamt bezichtigt Froissart die Franzosen nicht weniger als drei Mal des Hochmuts (*orgueil*) und lässt Sigismund an einer Stelle explizit sagen: „Nous perdrons huy la journée par le grant orgueil et beubant de ces François; et, se ils m’eussent creu, nous avions gens à plenté pour combatre nos ennemis“ (S. 316). Hochmut und Ausschweifungen (*beubant*) haben die Franzosen einen Sieg verspielen lassen, der auf Grund der militärischen Voraussetzungen in Reichweite gewesen wäre. Sigismund ergreift schließlich mit seinen ungarischen Kontingenten die Flucht, als die Schlacht für ihn verloren scheint. Dieses Verhalten der Ungarn kontrastiert Froissart mit den Heldentaten der französischen Ritter; er spricht ausdrücklich von den *grant foison d’armes* und zählt etliche davon auf.

So finden sich schließlich zwei Gründe für die Niederlage der Kreuzfahrer: die hochmütige Siegesgewissheit einiger Franzosen und die mangelnde Tapferkeit der Ungarn. Wenn letztere ebenso mutig gekämpft hätten wie die Franzosen, wäre die Niederlage vermeidbar gewesen. Froissart lässt aber keinen Zweifel daran, dass die Schuld für die Niederlage in erster Linie bei den Franzosen selbst liegt. In der Schilderung Froissarts wird die Spannung deutlich, die für den Chronisten darin besteht, die Niederlage erklären zu müssen und gleichzeitig die Reputation der Helden seiner Chronik, der Ritter, nicht, oder so wenig wie möglich, zu beschädigen.

Dieses Problem wird in der Lebensbeschreibung des *Maréchal de France*, Boucicaut, noch deutlicher. Sie liefert für die Niederlage zwei Gründe, die beide zum Ziel haben, Boucicaut reinzuwaschen: die Überzahl der Türken und der Verrat der Ungarn. Hier liest sich die Niederlage wie folgt: Die Ungarn, die im

Sinne eines Völkerstereotyps als untauglich für die Schlacht beschrieben werden, fliehen und lassen die übrigen Christen in hoffnungsloser Unterzahl in der Schlacht zurück; diese schlagen sich mit bewundernswerter Tapferkeit und können nur durch die erdrückende Überzahl der Feinde müde gekämpft und letztendlich besiegt werden.

Sowohl die Schwere des Verrats – Christen verraten Christen im Kampf gegen Heiden! – als auch das ungleiche Zahlenverhältnis von mehr als drei zu eins werden mehrfach betont. Die Tapferkeit der Ritter und vor allem Boucicauts entlocken dem Autor immer wieder begeisterte Ausrufe: „Ha, Dieux! quel chevalier!“ (S. 112). Die Schilderung seiner Taten gipfelt darin, dass Boucicaut die Reihen der Feinde, die ihn und seine Kameraden eingeschlossen hatten, durchkämpft hat und zum Rande des feindlichen Heeres gelangt sein soll, hier machte er kehrt und kam, eine zweite Schneise durch die Ungläubigen schlagend, zu den Seinen zurück. Auch die verheerende, ja totale Niederlage vermag es nicht, die Tapferkeit des Marschalls von Frankreich zu beflecken. Dieser geriet nach heroischem Kampf in Gefangenschaft, aus der er erst 1397 wieder freikam.

Auch wenn dies bei weitem nicht alle historiographischen Zeugnisse zur Schlacht von Nikopolis sind, so machen die hier vorgestellten Beispiele doch einiges deutlich über den Umgang der mittelalterlichen Chronisten mit dieser Niederlage:

- Die zeitgenössischen Darstellungen und Erklärungen legen weniger Gewicht auf militärische Details als die moderne Militärgeschichte. Zwar berichten sie mitunter sehr ausführlich von den Schlachtaufstellungen, das eigentliche Kampfgeschehen zerfällt aber eher in die Darstellung von einzelnen Heldentaten. Eine rein militärische Erklärung für die Niederlage findet sich nicht.

- Die Zugänge der einzelnen Quellen zur Niederlage weichen je nach der Gesamtausrichtung der jeweiligen Darstellung erheblich voneinander ab. Die Erklärungsmuster für die Niederlage sind mitunter weniger von den geschilderten Ereignissen als vielmehr von der Gesamtkonzeption des Autors bestimmt. Religiöse Motive ziehen sich durch die ganze Chronik des Religieux von St-Denis und dienen etwa auch als Erklärung für die Niederlage von Agincourt 1415; Froissart ist es gene-

rell um die ritterlichen Heldentaten zu tun, und der *Livre des Fais* ist ohnehin auf einen Helden fixiert.

- Von den vorgestellten Beispielen sucht nur der *Livre des Fais* die Ursachen der Niederlage bei Dritten. Die Feigheit der Ungarn und die – dadurch teilweise erklärliche – zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner sollen die Schuld für die Niederlage klar außerhalb des französischen Lagers und vor allem fern von Boucicaut verorten. Aber selbst hier werden die Gründe nicht einem möglicherweise unfairen oder unritterlichen Gegner angelastet. Auch andere äußere Umstände, wie beispielsweise das Wetter und die Geländebeschaffenheit, kommen nicht zur Sprache.

- Im Ganzen gewinnt man den Eindruck, dass endogene gegenüber exogenen Erklärungsansätzen überwiegen. Die Suche nach den Ursachen für die Niederlage führt die Autoren, die einen übergreifenden Kontext und nicht nur das Schicksal einer Person im Auge haben, zur eigenen Partei, also gleichsam nach innen, nicht nach außen. Fehler werden bei den Verlierern gesucht und gefunden; mitunter werden diese in Untergruppen aufgespalten und die Schuld dann einer dieser Gruppen zugewiesen. Durch dieses Verfahren verbleibt immer ein Teil der unterlegenen Seite ohne Schuld: die Geistlichen bei Pontoise, die erfahrenen Ritter um De Coucy bei Froissart.

- Endogene Erklärungsmuster haben den strategischen Vorteil, dass sie die Möglichkeit einer Besserung und also künftige Erfolge in Aussicht stellen. Man muss nur die Fehler der Vergangenheit abstellen, um zukünftige Siege zu sichern. Das Potenzial zum Sieg ist vorhanden und kann in der Zukunft auch abgerufen werden.

Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass mittelalterliche Historiographen sehr komplex und vor allem zukunftsorientiert mit dem Phänomen Niederlage umgehen. Im Sinne einer lehrreichen *Historia* werden Niederlagen

als Beispiele für ein Verhalten verstanden, das so nicht wiederholt werden sollte und daher auch nicht in Vergessenheit geraten darf. Verlorene Schlachten wie Nikopolis sind für die mittelalterlichen Historiographen informative Lehrstücke und werfen somit ein interessantes Licht auf deren Verständnis von Krieg und von Geschichte.¹

Quellen:

Chronique du Religieux de Saint-Denis contenant le règne de Charles VI de 1380 à 1422, Bd. 2, hrsg. v. M. L. Bellaguet, Paris 1840, S. 482-520.

Le Livre des Fais du Bon Messire Jehan le Maingre, Dit Bouciquaut, Mareschal de France et Gouverneur de Jennes, hrsg. v. D. Lalande, Genf 1985, S. 102-113.

Oeuvres de Froissart, Chroniques, Bd. 15: 1392-1396, hrsg. v. K. de Lettenhove, Brüssel 1871, S. 309-323.

Literatur:

H. Carl, H.-H. Kortüm, D. Langewiesche, F. Lenger (Hgg.), Kriegsniederlagen, Erfahrungen und Erinnerungen, Berlin 2004.

N. Housley, *The Later Crusades, 1274-1580*, Oxford 1992, S. 75-79 und 468-469 (mit weiterer Literatur).

W. Schivelbusch, *Die Kultur der Niederlagen*, Berlin 2001.

Dr. Martin Clauss, Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte, Universität Regensburg, D-93040 Regensburg, Tel: +49 (0)941 943 3567, martin.clauss@geschichte.uni-regensburg.de

¹ Diese Überlegungen stehen im Zusammenhang einer ausführlichen Studie des Autors zum Thema Kriegsniederlagen in der mittelalterlichen Historiographie.

Der Waffenrock, die Ehre und der Krieg. Der Adel und der militärische Wandel im Hundertjährigen Krieg.

Von Malte Prietzel

Im Herbst 1415, wenige Tage vor der Schlacht bei Azincourt, als das Heer König Heinrichs V. von England, gejagt von den Franzosen, hastig auf Calais marschierte, ereignete sich ein Vorfall, von dem der Chronist Jean Lefèvre berichtet: „Es geschah also, dass es an dem Tag, an dem der König von Bonnières aufbrach, um nach Blangy oder in dessen Nähe zu kommen, ein Dorf gab, in dem ihm von seinen Fourieren ein Quartier bereitet war, aber er war nicht benachrichtigt. Da er nicht wusste, in welchem Dorf er Unterkunft haben sollte, ritt er an ihm ungefähr um Bogenschussweite vorbei und ritt weiter. Aber ihm wurde gesagt, dass er an seiner Unterkunft vorbeigeritten sei. Da hielt er an und sagte: ‚Da ich vorbeigeritten bin, mag es Gott nicht gefallen, dass ich – wo ich doch den Waffenrock trage – umkehre.‘ Er ritt weiter und nahm dort Quartier, wo die Vorhut unterkommen sollte, und ließ die Vorhut weiter vorrücken.“

Auf den ersten Blick scheint diese Erzählung abstrus und lächerlich. Der Autor selbst aber hält diesen Vorfall für wichtig und lobenswert. Ausdrücklich wertet er ihn als Beleg dafür, dass der König derjenige gewesen sei, „der am meisten die Zeremonien der sehr lobenswerten Ehre wahrte.“

Was hat der Waffenrock mit der Ehre zu tun? Und welchen Stellenwert haben Waffenrock und Ehre im Krieg? Eines deutet diese Aussage des Chronisten immerhin an: Es geht um Maßstäbe für das Verhalten des Einzelnen im Krieg, allgemeiner gesagt darum, wie der Chronist und seine Leser, ja die adlige Führungsschicht insgesamt, militärische Vorgänge wahrnehmen, bewerten, legitimieren. Noch interessanter wird die Äußerung Lefèvres dadurch, dass diese Sätze wenige Jahrzehnte früher oder später nicht verständlich gewesen wären. Denn hier kommen grundlegende Wandlungen ins Spiel, die weit mehr als nur die Benutzung militärischer Ausrüstung betreffen. Der Waffenrock kann daher als besonders aufschlussreiches Beispiel dienen, um aufzuzeigen, wie der spätmittelalterliche Adel Krieg und militärischen Wandel wahrnahm und wie er darauf reagierte.

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war es üblich, dass adlige Kämpfer über ihre Rüstung einen Rock aus leichtem Stoff zogen, der ihr Wappen zeigte und sie damit identifizierbar machte. Zunächst war dieser Rock lang; ungefähr seit 1380 reichte er, im Zuge einer allgemeinen Veränderung der Männermode, nur noch bis zu den Hüften. Auf Französisch nannte man dieses Kleidungsstück *cotte d'armes*. Aufgrund der Doppeldeutigkeit des Wortes *armes* kann man dies sowohl mit „Waffenrock“ als auch mit „Wappenrock“ übersetzen.

Hinter der eingangs zitierten – angeblichen – Äußerung Heinrichs V. steht die Auffassung, dass das Anlegen des Waffenrocks eine Selbstverpflichtung des Adligen kennzeichnete: Von diesem Moment an konnten Taten und Unterlassungen von den Beobachtern einzelnen Adligen zugeschrieben werden, weil man sie nun aufgrund ihres Wappens identifizieren konnte. Damit stand jetzt die Ehre des einzelnen Adligen auf dem Spiel, die zu bewahren, womöglich zu vergrößern, generell ein wesentliches Motiv für das Verhalten Adliger im Krieg war. Das Anziehen des Waffenrocks verpflichtete den Adligen vor seinen Standesgenossen, sich jenen Regeln zu unterwerfen, die für ihn im Kampf galten, und das hieß insbesondere: nicht mehr zurückzuweichen, sondern das Schlachtfeld entweder als Sieger zu verlassen oder zu sterben oder in Gefangenschaft zu fallen.

In anderen Texten des 15. Jahrhunderts, die sich in grundsätzlicher Form mit adligem Leben, speziell Turnieren, beschäftigen, wird diese Auffassung ausdrücklich formuliert. Zugleich zeigen sie freilich, dass der Waffenrock verschwand und damit zwangsläufig seine symbolische Bedeutung. Antoine de la Sale z. B. beklagte 1458 allgemein die guten, alten Sitten, die man vergessen habe, insbesondere hinsichtlich der Waffenröcke: „Diese sehr edle und ritterliche Gewohnheit, die von den Franzosen oder den Engländern in der Zeit der schlimmen, unmittelbar vergangenen Kriege oder von wem auch immer beachtet wurde, ist heute fast ganz unüblich und es wäre heute eine Schande, wenn jemand – ob in

der Schlacht, ob beim Sturm auf eine Festung – seinen Waffenrock trüge.“

Der Waffenrock war ein Opfer der militärischen Entwicklungen. Mehr und mehr stützten sich die kriegführenden Parteien im Hundertjährigen Krieg auf Soldtruppen, immer weniger auf das Lehnsaufgebot. Die Soldtruppen wurden außerdem für immer längere Zeit angeworben, am Ende des Hundertjährigen Krieges gab es die Anfänge des stehenden Heeres. Der Kampfwert dieser besoldeten und gut disziplinierten Fußtruppen stieg damit. Anders als man häufig lesen kann, verlor die gepanzerte Reiterei damit aber keineswegs völlig ihre Bedeutung, ihre Rolle veränderte sich nur. Um den Krieg bezahlen zu können, brauchten England und Frankreich neue Finanzquellen. Sie erhoben regelmäßige Steuern, die es bisher nicht gegeben hatte. Das wiederum setzte eine effektive Verwaltung voraus, stärkte diese Verwaltung und jene Institution, die die Verwaltung und die Verwendung der eingenommenen Summen kontrollierte: das Königtum. Alle diese Umwälzungen hatten Folgen für den Adel – materieller Art und für sein Selbstverständnis. Immer mehr Adlige kämpften nicht mehr aufgrund ihrer Lehnspflicht, sondern für Sold – sei es auf eine befristete Zeit, sei es auf Dauer, im stehenden Heer. In beiden Fällen wurden die Adligen unter eine neue, schärfere Disziplin gezwungen, denn das Heer wurde jetzt stärker als zuvor vom Monarchen dominiert. Außerdem fanden sie ihre Rolle häufig nicht mehr als einzelne, schwer gepanzerte Kämpfer zu Pferd, sondern als Anführer von Truppenkontingenten, sei es Infanterie oder Kavallerie. Aus dem Ritter wurde langsam der Offizier.

Die Veränderungen in der Struktur des Heeres schlugen sich auch in den Feldzeichen nieder. Banner und Wimpel, die das Wappen des jeweiligen Adligen abbildeten, wichen der Standarte und dem Stander; diese zeigten die Devise des Fürsten oder Kommandeurs (d. h. ein persönliches, vom Wappen abweichendes Zeichen), oder ein Parteiabzeichen, welche die Kämpfenden dem Heer eines Königs oder Fürsten zuordneten. Wohl schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts trugen englische Truppen auf ihrer Kleidung und ihren Fahnen ein rotes Kreuz, das sicherlich von jenem der Georgs-Fahne abzuleiten ist. Die Franzosen entschieden sich für ein weißes Kreuz. Im 15. Jahrhun-

dert trugen dann auch die Truppen französischer Fürsten solche Erkennungsmerkmale, die Burgunder z. B. ein rotes Andreas-Kreuz. Auf dem Leib der Adligen verdrängte das Parteiabzeichen das Wappen, später wurde die *cotte d'armes* ganz ungebräuchlich; sie lebte nur noch im Waffenrock der Herolde weiter.

Gerade während dieses Verdrängungsprozesses, ja: wegen dieses Prozesses, wurde die *cotte d'armes* zum Symbol adliger Ehre. Aus dem 14. Jahrhundert gibt es kaum Äußerungen, die dieses Kleidungsstück betreffen, und offensichtlich legt ihm keine Quelle eine symbolische Bedeutung zu. Solange jeder Adlige – oder zumindest: jeder wohlhabende, hochrangige Adlige – im Krieg einen Waffenrock mit seinem Wappen tatsächlich anlegte, war der Vorgang selbstverständlich und keiner Erwähnung wert. Als Symbol adliger Ehre wurde er nicht benötigt, weil es das, wogegen der Adel seine Ehre verteidigte, den Einfluss des Königtums auf die Zeichen des Krieges und der Ehre, in diesem Maße noch nicht gab.

Bezeichnenderweise fand der Waffenrock, während er im Krieg allmählich verschwand, dort noch immer Beachtung, ja besondere Betonung, wo kein praktischer Zwang bestand, das individuelle Zeichen zugunsten des allgemeinen Abzeichens aufzugeben: bei turnierartigen Waffengängen und beim gerichtlichen Zweikampf. Auch dies war am Ende des 14. Jahrhunderts noch nicht der Fall. Als aber z. B. Olivier de la Marche um 1490 seine Lebenserinnerungen abfasste, erwähnte er in seinen Berichten über Turniere mehrfach die *cottes d'armes* als notwendige und übliche Ausrüstung beim Kampf, ebenso wie die Banner und Wimpel der Kontrahenten. Diese wiederholten Hervorhebungen erklären sich aus der didaktischen und nostalgischen Motivation des Autors, die er selbst bezeichnenderweise mit Rückgriff auf den Waffenrock formuliert: Er schreibe für die Edelleute, die nach ihm kämen und Ruhm erwerben wollten, die wünschten, „ihre Wappen auf ihrem ausgebreiteten und auf ihren Körper gelegten Waffenrock zu zeigen und erstrahlen zu lassen“.

Hinter diesen Erwähnungen steht die Auffassung von La Marche und seinen Zeitgenossen, es sei ein exklusives Vorrecht des Adels, dass er mit Waffen um seine Ehre kämpfen dürfe. Erst im 15. Jahrhundert wurde Nicht-Adligen dieses Recht konsequent abgespro-

chen. Untrennbar verbunden mit dem Kampf um die adlige Ehre ist die Benutzung adliger Waffen und einer entsprechenden Rüstung. Darüber hinaus müssen die äußeren Zeichen der adligen Ehre zur Schau gestellt werden: das Wappen und der Waffenrock, auf dem dieses Wappen zu sehen ist.

Wie unlösbar die adlige Ehre und ihre Symbole für La Marche miteinander verbunden sind, zeigt sich auch darin, wie nach einem gerichtlichen Zweikampf mit dem Unterlegenen zu verfahren ist, falls dieser die Auseinandersetzung überlebt und der Fürst ihn nicht hinrichten lässt: „Und dann kommen die Herolde, die ihm den Waffenrock herabreißen und auf dem Leib zerfetzen, als einem Mann, der nie mehr würdig ist, das Wappen eines Edelmanns zu tragen, auf einem Wappenschild, einem Waffenrock und irgendwie sonst. Danach schneiden ihm die Herolde die Riemen durch, die seinen Harnisch halten, und ziehen ihm seine Rüstung aus und werfen sie mitten in die Kampfbahn.“ Außerdem werde der Unterlegene aus den Ländern jenes Fürsten verbannt, der dem Gericht vorgewiesen habe. „Es wird ihm verboten, ebenso seiner Nachkommenschaft, jemals wieder Wappen und Rüstung zu tragen, und er und seine Nachkommenschaft dürfen sich nicht mehr mit dem Beinamen benennen, mit dem sie bis auf diesen Tag benannt wurden.“

Die Exzessivität, mit der hier die Ehre und ihre Zeichen vernichtet werden sollen, ist desto bemerkenswerter, als sie offenbar noch relativ jungen Datums ist. Sogar eine Abhandlung über den gerichtlichen Zweikampf aus den 1430er-Jahren, die La Marche vollständig in seinen eigenen Text einfügt, spricht diese Abläufe nicht an. Auch hat La Marche nach eigenem Bekunden nie einen gerichtlichen Zweikampf zwischen Adligen erlebt. Doch für ihn wie für andere Autoren und viele Adlige ist die Vorstellung, der Adlige müsse für seine Ehre Mann gegen Mann kämpfen, zumindest als Möglichkeit unverzichtbar. Diese Auffassung wird im Duell bis zum Ersten Weltkrieg fortleben.

Die Ehre der Adligen und die Zeichen dieser Ehre spielten also im spätmittelalterlichen Krieg eine große Rolle. Die Ehre war das Movens des Einzelnen. Waffenröcke – aber auch Banner und Wimpel – symbolisierten diese Ehre. Zugleich dienten sie dazu, äußerlich erfahrbare Kriterien für die Einhaltung der

Ehre zu konstruieren. Wurden die Regeln der Ehre beachtet, legitimierten sie das Verhalten des Einzelnen im Krieg. Die Ehre wie ihre Zeichen aber veränderten sich im Zusammenhang mit dem Wandel in Kriegswesen und Gesellschaft. Jene adlige Führungsschicht, die den Wandel ganz wesentlich mitgestaltete, auch wenn sie sich ihm zugleich anpassen musste, stützte sich in diesem Prozess auf die etablierten kulturellen Deutungsmuster, hielt an ihnen fest, übersteigerte sie gar, wandelte sie schließlich doch. Gerade diese Spannung zwischen kulturellen Mustern und organisatorischen und technischen Entwicklungen macht den Reiz aus, wenn man sich mit den Zeichen adliger Ehre beschäftigt.

Literatur:

Grundlegend zum militärischen Wandel im Spätmittelalter: Philippe Contamine, *Guerre, Etat et société à la fin du Moyen-Age. Études sur les armées du roi de France. 1337-1494*, Paris, Den Haag 1972, ND Paris 2004.

Der Verfasser bereitet ein Buch über „Kulturgeschichtliche Studien zur Kriegführung im Mittelalter“ vor, das 2006 in der Reihe „Krieg in der Geschichte“ erscheinen soll.

PD Dr. Malte Prietzel, Humboldt Universität zu Berlin, Mittelalterliche Geschichte II, Email: KMPrietzel@aol.com

Vergewaltigung und Krieg im Mittelalter.

Von Julia Knödler

Für das Mittelalter ist das Thema Vergewaltigung und Krieg weitgehend unerforscht, eine umfassende historisch ausgerichtete Analyse historiographischer Quellen und Rechtstexte steht noch aus. In Standardwerken zum Krieg im Mittelalter (z.B. bei Ohler) wird gerne behauptet, dass in mittelalterlichen Quellen selten von Kriegsvergewaltigungen berichtet werde und wenn, würden sie hauptsächlich unchristlichen „Barbaren“ zugeschrieben.

Bereits dies deutet darauf hin, dass Vergewaltigungen geächtet waren, wenn auch ein "internationales Kriegsrecht" im heutigen Sinne im Mittelalter nicht existierte. Die Kanonisten beschäftigen sich hauptsächlich mit dem *ius ad bellum*, also mit der Frage, unter welchen Bedingungen ein Krieg überhaupt legitim sei. Die *iura in bello*, also das, was wir heute als Kriegsrecht verstehen, werden von den mittelalterlichen Juristen eher beiläufig behandelt.

Aus der Rechtspraxis überliefert sind – im früheren Mittelalter vereinzelt, seit dem 14. Jahrhundert dann in größerer Zahl – so genannte "Heerordnungen/-gesetze" oder "Heerfrieden", in denen für bestimmte militärische Aktionen Verhaltensregeln kodifiziert sind. Ziel dieser Verordnungen ist die Aufrechterhaltung der Disziplin innerhalb des Heeres. Die meisten Vorschriften beziehen sich auf Verbote von Schlägereien, Glücksspiel und Diebstahl, oder etwa auf den Umgang mit Frauen (z. B. Prostituierten) innerhalb des Heerlagers; also auf alles, was die Ordnung innerhalb der Truppe gefährden könnte. Hinzu kommen Regeln für das Verhalten der Soldaten im Umfeld eines Kriegszuges. Plündern ist nur auf Befehl und unter bestimmten Vorgaben gestattet. Unter Strafe gestellt werden in der Regel Brandschatzen, Kirchenschänden und die Misshandlung Wehrloser (unbewaffneter Bauern, Frauen, Kinder, Priester, Mönche und Nonnen), auch Vergewaltigungen sollen bestraft werden: "were auch das einige frawe magt adir juncfrawe genotzeitigt wurde, wer das tete, den sal man strafen an alle gnade als sich geburet."¹

Inwieweit solche Bestimmungen aber tatsächlich durchgesetzt oder welche Vergehen tatsächlich strafrechtlich verfolgt wurden, ist weitgehend unbekannt. Die Heerordnungen

sind aber auf jeden Fall Ausdruck eines Rechtsbewusstseins, das die Frage des gerechten Krieges (*bellum iustum*), der nach tradierter Vorstellung immer den Frieden als Ziel haben muss, mit einer rechtlich begründeten Begrenzung der Gewaltausübung verbindet. Wer sich im Krieg wie ein Friedensbrecher benimmt, delegitimiert sich selbst.

Wie werden Kriegsvergewaltigungen nun in den erzählenden Quellen thematisiert? In welchen Kontexten werden sie überhaupt erwähnt und welche Interpretationsmöglichkeiten eröffnen sich aus den Texten?

Einen ersten Ansatz bietet die Untersuchung von Michael Kleinen über die Berichte von Vergewaltigungen im Sachsenkrieg Heinrichs IV. Sachsenfreundliche Quellen berichten von Vergewaltigungen sächsischer Frauen durch die Ministerialen Heinrichs IV., die sich im Vorfeld der militärischen Auseinandersetzung ereignet haben sollen. Genau damit wurde der Widerstand gegen den König gerechtfertigt. Schon hier wird ein grundsätzliches Problem offensichtlich: Vergewaltigungen begehen immer die „anderen“. Das den Feinden zugeschriebene Verhalten kann also ein stereotyper Vorwurf sein, der sich mit ihren Taten nicht unbedingt decken muss. Umgekehrt kann aus stereotyp erscheinenden Zuschreibungen nicht geschlossen werden, dass keine Vergehen erfolgt seien.

Dennoch bieten die Berichte durchaus Einblicke in mittelalterliche Vorstellungswelten; hier beispielsweise zur Vorstellung, dass Frauen schutzbedürftig seien und Männer verpflichtet, sie vor Übergriffen der Feinde zu schützen. Ein Angriff auf die Unversehrtheit der Frauen ist zugleich ein Angriff auf die Ehre der Männer. Und: sexueller Missbrauch von Frauen durch den Kriegsgegner stellt eine so massive Verletzung des Gemeinschaftsgefüges dar, dass massive Gegengewalt legitim ist, selbst Gewaltformen, die unter anderen Umständen als Normverletzung gewertet würden. So berichtet die Slawenchronik Helmolds von Bosau,² dass Abodritenfürst Kruto Kriegsgefangene massakrieren ließ, nachdem er von einer aufgebrachten vornehmen Frau von (angeblichen) massenhaft begangenen Vergewaltigungen durch die Feinde erfahren hatte.

Ein weiteres Problem ist die schlechte Quellenlage insgesamt: extrem selten wird dasselbe Ereignis von mehreren unabhängig voneinander entstandenen Quellen behandelt. Erst für das späte Mittelalter, für das eine unvergleichlich höhere Anzahl von Quellen vorliegt, wird das Thema Kriegsvergewaltigungen leichter fassbar als für die vorausgegangenen Jahrhunderte.

Wie differenziert in Texten dieser Zeit Vergewaltigungen durch Soldaten von zeitgenössischen Publizisten wahrgenommen werden, ist am Beispiel des Humanisten Enea Silvio Piccolomini (seit 1458 Papst Pius II.) gut nachzuzeichnen. Enea Silvio hat das Geschehen seiner Zeit in mehreren historiographischen Werken, Briefen und in Reden verarbeitet. In seinem bekanntesten Werk, der Autobiographie,³ beschreibt er den Condottiere Sigismundo Malatesta als Prototypen des gottlosen Kriegers, der sich keinerlei sittlichen und moralischen Normen verpflichtet fühlt. Zu seiner Grausamkeit (*crudelitas*) gesellt sich ungezügelter sexuelle Gier (*libido*). Er vergewaltigt – im Krieg und im Frieden – Mädchen wie Knaben, Nonnen wie Jüdinnen, sogar die eigenen Töchter werden seine Opfer.

Enea beschreibt, wie Sigismundo eine deutsche Pilgerin überfällt: „Eine adelige Rompilgerin aus Deutschland vergewaltigte er im Jubeljahr in der Nähe von Verona, weil sie besonders schön war, dabei verletzte er sie, weil sie sich wehrte, und ließ sie blutüberströmt zurück.“ In der *Historia Austriaca*, die Enea etwa zehn Jahre zuvor, noch in unmittelbarer Nähe zu dem (auch in vielen anderen Quellen belegten) Ereignis verfasste, ist sogar davon die Rede, dass Sigismundo die Pilgerin zusammen mit seinen Männern vergewaltigt habe. Auch wenn hier von einer Gruppenvergewaltigung die Rede ist, nimmt Enea die Tat als eine Kombination aus sexueller Lust und rücksichtsloser Grausamkeit wahr, die Ausdruck des grundverdorbenen Charakters von Sigismundo sind.

Das Individuum verschwindet hingegen ganz in der Beschreibung der französischen Armagnaken, die im Jahr 1444 ins Elsass einfielen. Kaiser Friedrich hatte sie als Hilfstuppen gegen die Schweizer ins Land geholt, doch verfolgte der Dauphin bald seine eigene expansive Politik, indem er seine Söldnertruppe dazu anhielt, die linksrheinischen Reichsgebiete zu plündern und Angst und Schrecken

zu verbreiten. Zahlreiche zeitgenössische Chroniken sprechen von schlimmen Misshandlungen der Bevölkerung, zu denen auch die massenhafte Vergewaltigung von Frauen gehörte. Enea schreibt: „Seine [des Dauphins] Männer begingen Grausames; sie vergewaltigten die Frauen bis zum Tode und sollen sich sogar noch an den Leichen vergangen haben.“⁴ Von *libido* ist hier keine Rede, hier gibt es nur *crudelitas*, die die Soldaten zu ihrem Handeln antreibt. Lust kann das Verhalten dieser als entmenslichte kriegerische Meute empfundenen Söldnertruppe nicht mehr erklären. Ein Interpretationsangebot macht die Quelle nicht, doch ist für Enea klar, dass die Verantwortung für das, was im Elsass geschehen ist, letztlich bei der militärischen Führung, dem Dauphin, liegt.

Dass es in Eneas Augen umgekehrt Ziel einer jeden zivilisierten Gesellschaft sein sollte, die eigenen Frauen vor sexuellen Übergriffen von Feinden zu schützen, lässt sich aus folgendem Beispiel aus seiner Autobiographie ablesen: Als junger Mann erlebt er während einer Gesandtschaftsreise in England, wie sich im englisch-schottischen Grenzgebiet ein englisches Dorf auf einen bevorstehenden schottischen Angriff vorbereitet. Während die Kinder und die Männer in einen Turm evakuiert werden, lassen die Engländer ihre Frauen, auch die attraktiven, schutzlos zurück, da sie meinen, den Frauen geschehe kein Leid. Verständnislos erklärt er, Engländer „halten Vergewaltigung für nichts Schlimmes“. Diese Szene ist für Enea einer von vielen Belegen dafür, dass England unkultiviert und barbarisch sei.

Wenn ein Volk aber bei den eigenen Soldaten selbst im Krieg keine Vergewaltigungen duldet, dann ist dies in den Augen des Papstes ein besonderes Zeichen kultureller Fortschrittlichkeit mit Vorbildfunktion. Dies meint er bei den Deutschen erkennen zu können, von denen er berichtet, sie würden auch als Sieger bei der Einnahme einer Stadt den Frauen nichts antun, weil sie dies für ein „unsühnbare Verbrechen hielten“.⁵ Eine Quellenstelle, die vermutlich viel über das allgemeine Verhalten von Soldaten nach erfolgreichen Belagerungen aussagt, wenn das Unterlassen von Vergewaltigungen als eine so bemerkenswerte Ausnahmeerscheinung beschrieben wird.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass für den Chronisten des 15. Jahrhunderts

Vergewaltigungen durch Soldaten einerseits Normalität sind, aber dass er trotzdem unterscheidet, ob es sich um Vergewaltigungen in einer bestimmten Phase eines Krieges handelt, ob es sich um ein scheinbar von der militärischen Führung gefördertes Massenverhalten oder um die Taten einzelner Protagonisten handelt. In unterschiedlichen kulturellen Kontexten ist zudem ein differenzierter Umgang mit dem Phänomen der Vergewaltigung von Frauen zu beobachten. Wenden wir uns nun einigen ausgewählten Berichten aus der Spätantike, dem Früh- und dem Hochmittelalter zu. Eine der bekanntesten Quellenbelege für sexuelle Gewalt gegen Frauen im Krieg sind die Ausführungen des Hl. Augustinus im ersten Buch seines Werkes über den Gottesstaat. Es handelt sich beim Gottesstaat im Kern um eine Verteidigungsschrift des Christen gegen den von Teilen der traditionell orientierten römischen Oberschicht vorgebrachten Vorwurf, die Absage an die heidnischen Götter habe den Fall Roms verursacht, der Gott der Christen habe sein Volk nicht geschützt. In diesem Zusammenhang greift Augustinus die angeblich höhnisch als Argument vorgebrachten Schändungen von Christinnen durch die Goten auf. Dabei ist ihm besonders wichtig zu betonen, dass die vergewaltigten Frauen ihre Keuschheit behalten, dass Schuld und Sünde allein bei den Tätern liege. Diese Frauen bedürfen des Trostes. Römerinnen der heidnischen Antike hingegen wie z.B. Lukretia, die nach einer Vergewaltigung Selbstmord begangen hatte, um ihre Ehre zu bewahren, seien falsche Vorbilder. Von der eindeutigen Solidarisierung mit den Opfern abgesehen ist bei Augustinus interessant, dass die Vergewaltigungen nicht geleugnet werden, obwohl er an anderer Stelle betont, dass die Goten – ebenfalls Christen, wenn auch Arianer – eine Begrenzung der Gewalt durch die Religion (Kirchen als Schutzräume) akzeptiert hätten.

Sexueller Missbrauch wird überdies vor allem im Zusammenhang mit Verschleppung und Gefangenschaft genannt. So etwa berichten frühmittelalterliche Quellen, dass Normannen und Ungarn Frauen in demütigender Weise nackt in die Gefangenschaft bzw. Sklaverei abführten. Über konkrete Formen dauerhafter sexueller Versklavung, also über das, was wir heute als Zwangsprostitution bezeichnen würden, schweigen die Quellen. Generell weiß man aber, dass die antike Tradi-

tion, im Krieg im großen Stil menschliche Beute (im Sinne von Sklaven) zu machen, schon im frühen Mittelalter weitgehend verschwindet – jedenfalls für Kriege zwischen Christen.

Einen anderen Fall beschreibt im 12. Jahrhundert der englische Chronist Roger v. Howeden während des Machtkampfs zwischen Richard Löwenherz und seinem Bruder Heinrich im Poitou. Die Männer dieser Gegend hätten sich auf Heinrichs Seite geschlagen, da Richard Löwenherz (hier so gar nicht unserem modernen Bild des idealen christlichen Ritters aus der Robin-Hood-Geschichte entsprechend) „ihre Frauen und Töchter [...] gewaltsam entführte und sie zu seinen Konkubinen machte; und nachdem er seine Lust an ihnen gestillt hatte, überließ er sie seinen Soldaten zur Schändung.“⁶ Unabhängig davon, ob hier tatsächlich die historische Wahrheit berichtet wird – Roger war sicher kein Parteigänger Richards – wird der Übergriff auf die Frauen zur Legitimation dafür, dass Pitouts Männer von ihrem König abfielen. Die Vergewaltigung der Frauen wird grundsätzlich als Verletzung der gesamten Gemeinschaft empfunden. Was in diesem Quellenbeleg hinzukommt, ist die Parallelität von sozialem Rang und sexueller Gewaltordnung.

Dies findet sich häufig in Berichten über sexuelle Gewalt im Krieg, auch in der sagenhaft ausgeformten Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Die Langobardenfürstin Romilda verteidigt nach dem Tod ihres Mannes die Stadt Cividale del Friuli gegen den Awarenfürsten Khagan. Als sie ihn erblickt, ist sie von seiner Schönheit ergriffen, übergibt die Stadt und bietet sich als Gattin an. Nach der vermeintlichen Hochzeitsnacht reicht Khagan Romilda aber an seine Gefolgsleute weiter, die sie alle vergewaltigen und anschließend durch Pfählen töten. Ihre Töchter wollen diesem Schicksal entgehen und ersinnen eine List: sie binden sich verwesendes Hühnerfleisch um den Körper. Dieser Gestank hält sogar Awaren vom Vergewaltigen ab und schützt zudem die anderen Langobardinnen, da im Awarlager schnell das Gerücht von den bestialisch stinkenden Langobardinnen die Runde macht. Paulus Diaconus fordert alle Frauen, für den Fall, dass sie in eine ähnliche Lage kämen, dazu auf, sich ein Beispiel an diesen Mädchen zu nehmen. Die Langobardengeschichte stellt im Vergleich zu den bisher vorgestellten

Quellen eine Ausnahme dar. Sie ist nicht zeitgenössisch, vom historischen Geschehen entfernt, der Autor ist nicht durch irgendeine Form eigener Betroffenheit beeinflusst, das Beschriebene hat viel mehr exemplarisch-moralisierenden Charakter. Dass gerade in einer solchen Quelle die Frau „selbst schuld“ ist, kann daher als typische Wertung gedeutet werden. Dennoch bestätigt auch diese Quelle die bereits schon erwähnte Vorstellung von der stärkeren Gefährdung „attraktiver“ Frauen und der Hoffnung, durch bewusst herbeigeführte Unattraktivität der Vergewaltigung entgehen zu können. Man fühlt sich auf erschreckende Weise an die Augenzeugenberichte aus dem Zweiten Weltkrieg erinnert, in denen Frauen erzählen, wie sie sich mit Kohle beschmiert und Tuberkulose vorgetäuscht hätten, um für die russischen Soldaten abschreckend und „unattraktiv“ zu wirken.

Auffällig ist zuletzt in vielen moralisierenden Texten die selbstverständliche Gleichsetzung von Soldaten mit sexuellen Gewalttätern. Die Vorstellung vom Krieger als Vergewaltiger ist so tief verankert, dass dieses Bild gerade in erbaulicher Literatur gerne Verwendung findet. Im *Speculum Virginum* (Jungfrauen Spiegel) aus dem 12. Jahrhundert, einem Lehrdialog für Nonnen, wird die Anekdote von einem Römer berichtet, der seine jungfräuliche Tochter vor einem Gewitter schützen und sie bei einem Haufen Soldaten unter einem Dach unterbringen will. Da wird das Mädchen vom Blitz getroffen, ihre schönen Kleider und ihr Schmuck werden zerstört und sie liegt tot und nackt da.⁷ Dieses Exempel wird dahingehend interpretiert, dass die Jungfrau es nicht hätte zulassen dürfen, in vollem Schmuck zu Soldaten gebracht zu werden, „wo doch Begierde (*libido*) die kriegerischen Gemüter zu beherrschen pflegt.“

Als vorläufiges Fazit können wir festhalten: Von der Spätantike bis ins ausgehende Mittelalter wird in historiographischen Quellen immer wieder von Kriegsvergewaltigungen berichtet. Sie treten in verschiedenen Kontexten und in unterschiedlicher Form auf. Sie sind nicht auf einen bestimmten Typus beschränkt, schon gar nicht auf Vergewaltigung durch nichtchristliche „Barbaren“. Empfundener werden sie generell als Demütigung und Angriff auf die gesamte Gesellschaft, sie sind eine Provokation für die Männer der betroffenen Frauen und rechtfertigen militärische

Gegengewalt. Die militärische Führung kann durch Zulassen oder Sanktionieren das Ausmaß sexueller Gewalt wesentlich beeinflussen. Ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem Frauen selbstverständlich als (rechtmäßige) Beute gelten, ist aus keiner Quelle des Hoch- und Spätmittelalters ableitbar.

Entscheidend für die Beurteilung der Quellenbefunde bleibt die Frage nach der konkreten Funktion z.B. einer geschilderten Vergewaltigungsszene im Text. Moralisierende Texte arbeiten eher mit stereotypen Bildern wie z.B. dem Krieger als Vergewaltiger bzw. korrespondierend mit dem der von Natur aus sündigen Frau, der immer eine Mitschuld zugeschrieben werden kann. Historiographie, die politische Zusammenhänge erklären will, benutzt die Schilderung von Vergewaltigungen v. a. dann, um eine Kriegspartei als Rechtsverletzerin zu entlarven, um ihre Legitimität in Frage zu stellen. Dieser Zusammenhang ist neben der rein pragmatischen Forderung nach militärischer Disziplin auch aus den Bestimmungen der Heerordnungen zu erkennen. Vergewaltigungen gehören zu den unrechtmäßigen Übergriffen auf die Zivilbevölkerung. Eine Kriegspartei, die für sich beansprucht, einen gerechten Krieg zu führen, darf solche Rechtsverletzungen nicht zulassen.

Dennoch besteht eine Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Stigmatisierung von regelloser Gewalt und der Realität des Kriegsalltags.

Literatur:

Kleinen, Michael: "... Zur Wollust und zur Unzucht preisgegeben". Vergewaltigungsszenen in den Berichten zum Sachsenaufstand gegen König Heinrich IV. (1073 - 1088). In: *Leben in der Stadt. Eine Kultur- und Geschlechtergeschichte Magdeburgs*. Hg. von Eva Labouvie. Köln u.a. 2004, S. 175 - 193.

Ohler, Norbert: *Krieg und Frieden im Mittelalter*. München 1997.

Opitz, Claudia: *Von Frauen im Krieg zum Krieg gegen Frauen. Krieg, Gewalt und Geschlechterbeziehungen aus historischer Sicht*. In: *L'homme* 3, H. 1 (1992) S. 31-44.

Saunders, Corinne: *Rape and ravishment in the literature of medieval England*. Woodbridge 2001.

Schmidtchen, Volker: *Ius in bello und militärischer Alltag - Rechtliche Regelungen in Kriegsordnungen des 14. bis 16. Jahrhunderts*.

In: Der Krieg im Mittelalter und der frühen Neuzeit. Hg. von Horst Brunner. Wiesbaden 1999, S. 25 - 56.

Julia Knödler, Fraunhoferstr. 31, 80469 München, Mail: julia.knoedler@mgh.de

¹ Vorschlag der Kurfürsten für eine Heerordnung zu einem anstehenden Hussitenfeldzug, in: Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe 8, Gotha 1883, S. 470.

² Hrsg. v. Bernhard Schmeidler, ³1937, S. 52.

³ Pii Secundi Pontificis Maximi Commentarii. Rec. Ibolya Bellus et Iván Boronkai. Budapest 1993, S. 122f.

⁴ Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini. Hrsg. v. Rudolf Wolkan, II. Abt. Wien 1912, Nr. 44, S. 207.

⁵ In Libros Antonii Panormitas Poetae, De Dictis et Factis Alphonsi regis memorabilibus, Commentarius. In: Opera Omnia. Basel 1571, S. 489 über die Einnahme von Gräfenberg b. Nürnberg durch Soldaten des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg.

⁶ Roger v. Howeden: Gesta Henrici II. Bd. 1. Ed. William Stubbs, London 1867, S. 292.

⁷ Speculum Virginum, Bd. 3. Übers. u. eingel. von Jutta Seyfarth. Freiburg u. a 2003, S. 632-635.

Vegetius und „vegezanische“ Kriegführung im Mittelalter. Umriss eines Forschungsproblems.

Von Holger Berwinkel

Über Publius Flavius Vegetius Renatus ist außer der Urheberschaft seiner Schriften wenig bekannt. Er war Christ, stammte wohl aus den gallischen oder hispanischen Provinzen des Römischen Reiches und hatte ein hohes ziviles Amt inne. Die *Epitoma rei militaris*, sein *Abriss der Kriegskunst*, war wahrscheinlich (doch nicht mit Sicherheit feststellbar) an Kaiser Theodosius I. (379-95 n. Chr.) gerichtet. Wie andere Traktate des späten 4. Jahrhunderts, etwa der des so genannten Anonymus de rebus bellicis, sollte das Werk Wegweiser sein in der militärischen Krise des Reichs, die sich in der katastrophalen Niederlage gegen die Goten bei Adrianopel (378 n. Chr.) manifestiert hatte. Dabei war Vegetius kein Militär, sondern betrieb antiquarische Studien zur Blütezeit des altrömischen Kriegswesens. In der Rückkehr zur schwer bewaffneten Infanterie und zur Legion sah er den Ausweg aus der Krise, für die er die zunehmende Barbarisierung des römischen Kriegswesens verantwortlich machte. Unter diesem Leitgedanken ist der Stoff der *Epitoma* in vier Bücher gegliedert: Rekrutierung und Ausbildung, Aufbau der Legion, Taktik und Führung, schließlich Belagerungs- und Seekrieg. Das dritte Buch enthält in Kapitel 26 unter dem Titel *Regulae bellorum generales* eine zusätzliche Epitomisierung der *Epitoma* mit grundlegenden Maßregeln wie den folgenden:

Amplius prodest locus saepe quam virtus – „Günstiger Ort hilft oft mehr als Tapferkeit“.

Cum consilium tuum cognoveris adversarii proditum, dispositionem mutare te convenit – „Wenn Du erfährst, dass dein Plan den Feinden verraten ist, solltest du die Vorgehensweise ändern“.

Qui sinistram alam fortissimam habere se novit, dextram alam hostis invadat – „Wer weiß, dass sein linker Flügel besonders schlagkräftig ist, soll den rechten Flügel des Feindes angreifen“.

Was Vegetius von anderen klassischen Militärschriftstellern abhebt, ist die außergewöhnlich breite Rezeption seines Werks im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Über 300 Handschriften des Urtexts sowie lateinischer und volkssprachlicher Überarbeitungen sind bekannt. Mitte des 9. Jahrhunderts aktua-

lisierte Hrabanus Maurus (780-856) den Text auf Anforderung Lothars II., wenig später überreichte Bischof Frechulf von Lisieux (amtierte 823-853) eine gleichfalls bearbeitete Fassung an Karl den Kahlen, um *mutatis mutandis* nun dem karolingischen Reich Auswege aus seiner militärischen Krise aufzuzeigen. König Alfons der Weise von Kastilien (reg. 1252-1284) nahm Regeln aus der *Epitoma* in seine Gesetzessammlung *Siete Partidas* auf, Aegidius Romanus (ca. 1243-1316) verwertete sie für seinen Fürstenspiegel *De regimine principum*, Christine de Pisan (1365-1429/30) für ihre *Art de chevalerie* und Niccolò Machiavelli (1469-1527) für die *Arte della guerra*.

Die intellektuelle Vegetius-Rezeption steht außer Frage; seine praktische Nutzung in der mittelalterlichen Kriegführung hingegen ist seit 1886, als sich Delpech erstmals dazu äußerte, heftig umstritten. Delpech fand in seinen Quellen des 13. Jahrhunderts häufig wörtliche oder inhaltliche Anklänge an die *Epitoma rei militaris* und schloss daraus auf deren praktische Benutzung als Kriegshandbuch durch die zeitgenössischen Befehlshaber. Die Mängel dieser These liegen auf der Hand: Wenn Vegetius und ein mittelalterlicher Autor ähnliche Worte für einen vergleichbaren Vorgang fanden, belegt dies vielleicht eine Parallelität in der Sache, nicht aber eine lineare Abhängigkeit in dem Sinne, dass die Entscheidungen des mittelalterlichen Befehlshabers nur unter der Prämisse zu erklären wären, dieser habe zuvor seinen Vegetius sozusagen aus der Satteltasche geholt. Wörtliche Anklänge, beispielsweise der Art, die Truppen hätten gestanden quasi murus – „wie eine Mauer“ –, demonstrieren eigentlich nur die Endlichkeit des militärischen Vokabulars der lateinischen Sprache. Smail hat auf diese Punkte aufmerksam gemacht; darüber hinaus ist zu fragen, ob die meist geistlichen und kriegsfremden Chronisten nicht Brocken verinnerlichter Vegetius-Lektüre willkürlich als Versatzstücke zur literarischen Formung ihrer Kriegsberichte gebrauchten und das reale Geschehen dadurch irreführend „vegezanisierten“.

Subtiler ist Gillinghams moderne Lesart der *Epitoma*. Ihm ist die konzise Benennung von Prinzipien der hochmittelalterlichen Kriegführung zu verdanken: In der von Befestigungen

übersäten Landschaft Westeuropas konnten angesichts des geringen Organisationsgrades der „kriegführenden Mächte“ keine Entscheidungsschlachten napoleonischen Zuschnitts das Ziel des strategischen Handelns sein. Stattdessen musste der Gegner durch Belagerungen und Verwüstungszüge an seinem Territorium als ökonomischer Grundlage geschädigt werden. Bei der langsamen Zermürbung waren entscheidungsträchtige Situationen im Gegenteil zu vermeiden, um die eigene strategische Handlungsfähigkeit nicht durch eine taktische Niederlage zu gefährden. Vegetius, so Gillingham, war für das Mittelalter der Theoretiker dieser Form des Kriegs, mit Sätzen wie: *Aut inopia aut superventibus aut terrore melius est hostem domare quam proelio* – „Durch Not oder Überfallen oder Terror den Feind zu bezwingen, ist besser als durch das Gefecht“, um die Macht des Zufalls auszuschalten (III, 26). Die beschriebenen Merkmale werden in der englischsprachigen Forschung prägnant unter „vegetian strategy“ zusammengefasst. „Vegezanische“ Kriegführung war allerdings nicht nur Spätantike und Mittelalter gemeinsam. Wie Morillo gezeigt hat, war sie unter bestimmten Rahmenbedingungen allgegenwärtig: „Vegezanische“ Kriegführung *avant la lettre* propagierte schon um 500 v. Chr. der chinesische Philosoph Sun Tzu. Angesichts dessen wäre die Annahme absurd, die Kriegführung im westlichen Zipfel der eurasischen Landmasse zwischen 500 und 1500 sei entscheidend vom Studium eines bestimmten römischen Autors geformt worden und hätte ohne die Überlieferung seines Werks ganz andere Züge annehmen können. Der mittelalterliche Krieg war durch die natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen des Schauplatzes im Wesentlichen auf bestimmte Formen festgelegt. Wo diese Umstände Parallelen zu den Lebzeiten Vegetius' aufwiesen, konnte dieser als geschätzte antike *auctoritas* jedoch affirmativ auf die empirisch gewonnene Strategie des Mittelalters einwirken und zu ihrer Konkretisierung und Verfeinerung beitragen, sofern in einer geistigen Anpassungsleistung die anwendbaren Regeln der *Epitoma* von den nur in römischen Verhältnissen sinnvollen geschieden wurden. Vor diesem Hintergrund ist zu beobachten, dass die laufende Debatte über die Gültigkeit des „Gillingham-Paradigmas“ – das im Wesentlichen seine Gültigkeit behalten wird, aber in Teilen zu

präzisieren ist – den griffigen Terminus der „vegezanischen“ Kriegführung zwar beibehält, sich aber zunehmend vom konkreten Bezugspunkt des Vegetius und seiner *Epitoma rei militaris* löst (Morillo; Rogers; Gillingham, Orthodoxy).

Ein besonderes Problem ist Vegetius' Einfluss auf die mittelalterliche Belagerungskunst. Seine poliorketischen Ratschläge scheinen zunächst weniger zeitgebunden als diejenigen zum Bewegungskrieg, bleiben in Fragen der Konstruktion von Belagerungstürmen, Geschützen usw. aber doch zu vage, als dass mittelalterliche Ingenieure sie als Bauplan hätten verwenden können. Als Inspiration für die Taktik des Belagerungskrieges mag die *Epitoma* geeignet gewesen sein, doch mangelt es auch hierfür an eindeutigen Nachweisen. Zumindest die Vegetius-Lektüre ist für Graf Gottfried von Anjou belegt, der Buch IV bei der Belagerung von Mentreuil-en-Bellay konsultierte (1147). Der Einsatz einer Brandbombe, auf den er schließlich zur Lösung seines Problems, der Zerstörung eines Wehrturms, verfiel, wird dort aber gerade nicht beschrieben. Mit Contamine und anderen anzunehmen, Gottfried habe ein durch Anmerkungen aktualisiertes Manuskript benutzt, bedarf erst einer umfassenden buchgeschichtlichen Bestandsaufnahme. Ein anderes Beispiel für die Fallstricke in poliorketischer Hinsicht liefert eine Maschine nach Art einer Wippe mit zwei beweglichen Auslegern, die der lombardische Kriegstechniker Marchese bei der Belagerung Cremas (1159-60) für Kaiser Friedrich Barbarossa (reg. 1152-1190) konstruierte. Tatsächlich ähnelt dieses Sturmgerät der antiken *σαμβύκη* (*sambyke*), die im 10. Jahrhundert noch im byzantinischen Kriegshandbuch *Parangelmata poliorketika* beschrieben wird. Der von Settia unternommene Quellen-Dreisprung über die bei Vegetius (IV, 21) beschriebene *sambuca* zu der Annahme, der hochmittelalterliche und sehr wahrscheinlich illiterate Ingenieur habe klassische Quellen benutzt, misslingt jedoch, da Vegetius im Unterschied zur griechisch-byzantinischen Literatur mit dem fraglichen Wort eine gänzlich andere Konstruktion beschreibt, nämlich eine einfache Sturmbrücke zum Einbau in Belagerungstürmen (Berwinkel).

Es fehlt also an Belegen für die Benutzung der *Epitoma* im Detail, während Vegetius' Grundregeln so allgemein sind, dass sie sich

mittelalterlichen Generälen angesichts der unabwiesbaren Rahmenbedingungen der zeitgenössischen Kriegführung von selbst aufdrängen mussten. Die Forschung sieht sich dadurch auf das heuristische Problem zurückgeworfen, was überhaupt als Indikator zur Verifizierung wie Falsifizierung dienen kann. Bachrach hat dazu einen Weg aufgezeigt, der bislang jedoch nicht weiter beschritten worden zu sein scheint, indem er exemplarisch das geistige Milieu um Graf Fulk Nerra von Anjou (987-1040) rekonstruierte. Der politisch wie militärisch erfolgreiche Dynast hatte Handschriften der *Epitoma rei militaris* in Reichweite und verband tatkräftiges Handeln mit umsichtiger Planung. Diese nicht selbstverständliche Paarung traf auf hohe Akzeptanz bei den Gebildeten seines Umfelds, die ihm Handlungsanleitungen aus der literarischen Überlieferung vermitteln konnten. Wie Bachrach, den Kritiker hier missverstanden haben, ausdrücklich feststellt, geht daraus nicht positiv hervor, dass Fulk die *Epitoma* als Handbuch tatsächlich benutzt hat, doch ist für die Untersuchung der durchaus vorhandenen Ähnlichkeiten zwischen seinem tatsächlichen Handeln und dem von Vegetius empfohlenen ein plausibler Kontext nachgewiesen. Näheres in diesem und anderen Fällen zu ergründen, erfordert eine reizvolle Synthese von Kriegs- und Bibliotheksgeschichte. Armarium, der Bücherschrank, müsste, etymologisch nahe liegend, als Waffenkammer untersucht werden.

Das Ergebnis solcher Forschungen in Hinblick auf die Vegetius-Rezeption bleibt dabei offen, die Indizien sind dünn gesät. Es bietet sich an, eine Gruppe von Befehlshabern zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, die in ihren Eigenheiten bis jetzt wenig beachtet wurde: Es handelt sich um Bischöfe und Äbte aus dem ritterlichen Adel. Ihnen war – im Unterschied zu anderen Klerikern – dessen kriegerische Lebenswelt nicht fremd. Als Inhaber weltlicher Gewalt konnte sie zudem Krieg führten. Es ist bemerkenswert, dass sich Friedrich Barbarossa in hohem Maß auf Bischöfe als Heerführer verließ: Auf Rainald von Dassel und Christian von Buch als Erzbischöfe von Köln und Mainz in Italien, auf Gottfried von Würzburg auf dem III. Kreuzzug (1189-90). Bei diesen Kirchenfürsten traf intellektuelle Aufnahmebereitschaft, gerade vor dem Hintergrund der „Renaissance des 12. Jahrhunderts“, auf eine entsprechende praktische

Herausforderung. Die Untersuchung müsste neben Vegetius das ganze Korpus der römischen Militärschriftsteller einbeziehen, in dessen geistige Traditionen er eingebettet war, vor allem die Strategemata des Frontinus, eines Zeitgenossen Trajans (98-117), von denen eine Handschrift nachweislich in den Händen Rainalds von Dassel während dessen Zeit als Propst in Hildesheim war. Ob er das als Pfand für eine „Fernleihe“ von Wibald von Stablo erhaltene Buch erstens gelesen, zweitens inhaltlich rezipiert, und, drittens, Lehren daraus im Feld umgesetzt hat, etwa bei seinem gemeinsam mit Christian von Buch errungenen Sieg über die Römer in der Schlacht bei Tusculum (1166), bleibt ungewiss, doch öffnet sich hier ein aussichtsreiches Feld für Bachrachs Methode des „circumstantial evidence“.

Dass Vegetius nicht als Sinn stiftendes Element erhalten kann, um das Fehlen originärer Kriegshandbücher des Früh- und Hochmittelalters auszugleichen und ein System in die verwirrend vielfältigen Aussagen der erzählenden Quellen zur Realität des Kriegs zu bringen, dürfte mittlerweile klar sein. Ebenso fehl am Platz ist jedoch eine Hyperkritik, die dem intellektuell unbestreitbar breit rezipierten militärischen Erbe der Antike jeden Einfluss auf die Praxis absprechen will. Das Hauptproblem, dem sich die Forschung stellen sollte, ist die auch kultur- und sozialgeschichtlich viel versprechende Frage, inwieweit ein lateinisches Buch als geistiger Stimulus auf die empirische Wissenskultur des mittelalterlichen Krieges einwirken konnte.

Quellen:

P. Flavii Vegeti Renati *Epitoma rei militaris*, ed. Alf Önnorfors, Bibliotheca Teubneriana, Stuttgart usw. 1995 (kritische Edition).

Flavius Vegetius Renatus, Abriß des Militärwesens, hrsg. von Friedhelm L. Müller, Stuttgart 1997 (zweisprachig mit philologischem, sachlich mitunter irrigem Kommentar).

Literatur:

Bachrach, Bernard S., The Practical Use of Vegetius' *De Re Militari* During the Middle Ages, *The Historian* 47 (1985), S. 239-255.

Berwinkel, Holger, Verwüsten und Belagern. Friedrich Barbarossas Krieg gegen Mailand (1159-1162), Diss. phil., Marburg 2004 (wird in der Monographienreihe des Deut-

schen Historischen Instituts in Rom erscheinen).

Contamine, Philippe, *La Guerre au Moyen Age*, Nouvelle Clio, 5. Aufl. Paris 1999.

Delpech, Henri, *La tactique au XIIIème siècle*, 2 Bde. Paris 1886.

Gillingham, John, *Richard I and the Science of War in the Middle Ages*, in: Mathew Strickland (Hg.), *Anglo-Norman Warfare. Studies in late Anglo-Saxon and Anglo-Norman Military Organization and Warfare*, Woodbridge 1992, S. 182-207 (Erstveröff. 1984).

Ders., „Up with Orthodoxy!\": In Defense of Vegetian Warfare, in: *Journal of Medieval Military History* 2 (2004), S. 149-158.

Grebe, Werner, *Studien zur geistigen Welt Rainalds von Dassel*, in: Gunther Wolf (Hg.), *Friedrich Barbarossa, Wege der Forschung* 390, Darmstadt 1975, S. 245-296.

Morillo, Stephen, *Battle Seeking: The Contexts and Limits of Vegetian Strategy*, *Journal of Medieval Military History* 1 (2002), S. 21-41.

Rogers, Clifford J., *The Vegetian „Science of War“ in the Middle Ages*, ebd., S. 1-19.

Settia, Aldo A., *L'assedio di Crema nel 1159: Esperienze d'oltremare e suggestioni classiche*, in: Ders., *Comuni in guerra. Armi ed eserciti nell'Italia delle città*, *Biblioteca di storia urbana medievale* 7, Bologna 1993, S. 115-133.

Smail, R. C., *Crusading Warfare 1097-1193*, *Cambridge Studies in Medieval Life and Thought*, 2. Aufl., hrsg. v. Christopher Marshall, Cambridge 1995 (Erstveröff. 1956).

Dr. Holger Berwinkel, Sächsisches Staatsarchiv Dresden, Archivstraße 14, 01097 Dresden, Tel. 0351/8006-135,

Email: holger.berwinkel@gmx.de

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTE**Formen kriegerischer Gewalt und ihre Legitimation zur Zeit Friedrich Barbarossas (Dissertation).****Von Michael Klinge**

In der Forschungsliteratur wird vielfach davon ausgegangen, dass das Verhalten im Krieg schon im Hochmittelalter an bestimmte Konventionen gebunden gewesen sei. Das Christentum oder ein ritterlich-adeliger Verhaltenskodex sollen unter anderem dazu geführt haben, dass besiegte Kriegsgegner verschont wurden oder am Krieg Unbeteiligte wie Kleriker, Frauen und Kinder unter Schutz standen. Einschränkend wird in der Regel betont, dass diese gewaltbegrenzenden Konventionen in ihrer Gültigkeit zum einen auf Angehörige des Adels sowie zum anderen auf Christen beschränkt waren.

Das Ziel des hier zu skizzierenden Dissertationsprojektes, das von Prof. Dr. Hans-Henning Kortüm, Universität Regensburg, betreut wird, ist es, bei der Untersuchung dreier Kriege, die in der Regierungszeit Friedrich Barbarossas von 1152 bis 1190 stattgefunden haben, der Frage nachzugehen, in welcher Form kriegerische Gewalt zum Einsatz kam, ob und unter welchen Bedingungen gewaltbegrenzende Verhaltensnormen wirksam waren und wie der Einsatz kriegerischer Gewalt im Allgemeinen sowie die eventuelle Überschreitung gewaltbegrenzender Konventionen im Besonderen legitimiert wurden.

Die drei ausgewählten Kriege scheinen für eine vergleichende Untersuchung insofern geeignet, als sie sich in Bezug auf die jeweiligen Kriegsgründe sowie auf die sich gegenüberstehenden Kriegsparteien grundlegend voneinander unterscheiden und so als drei unterschiedliche Kriegstypen verstanden werden können.

Bei den Kriegen in Sachsen, die dem Sturz Heinrichs des Löwen vorausgingen, standen sich als Krieg führende Parteien jeweils Angehörige des deutschen Hochadels gegenüber, die ihren Konflikt um konkurrierende territoriale Interessen mit kriegerischer Gewalt austrugen.

Eine andere Konstellation ist im Fall der Kriege Barbarossas in Oberitalien gegeben. In Folge langer Abwesenheit deutscher Kaiser hatten sich die norditalienischen Kommunen als weitgehend autonome Herrschaftsgebilde

etabliert. Der Versuch Barbarossas, die kaiserliche Macht in Oberitalien wieder durchzusetzen, rief den Widerstand der Stadtkommunen hervor. Der Kaiser war in diesen Kriegen also mit kommunalen und nicht ausschließlich adeligen Kriegsgegnern konfrontiert. Von kaiserlicher Seite wurde der Widerstand der Kommunen als Rebellion begriffen.

Bei dem letzten der zu untersuchenden Kriege handelt es sich um den 3. Kreuzzug. Obwohl der größte Teil des Kreuzfahrerheeres Palästina nie erreichte, kam es doch schon unterwegs zu zahlreichen Kampfhandlungen, bei denen sich, zumindest nach Verlassen des europäischen Kontinents, Christen und Muslime gegenüberstanden. Insofern unterscheidet sich dieser Krieg grundlegend von den beiden oben genannten, die jeweils zwischen christlichen Kriegsgegnern auf beiden Seiten geführt wurden.

Bei der Untersuchung dieser drei Kriege soll nun vor allem der Frage nachgegangen werden, ob der unterschiedliche Grad der Disparität der sich jeweils gegenüberstehenden Kriegsgegner eine Entsprechung findet in einem unterschiedlichen Grad der Intensität der in diesen Kriegen eingesetzten kriegerischen Gewalt.

Als Quellengrundlage dienen historiographische Texte zeitgenössischer Autoren, die über die jeweiligen Kriege berichten. In einem ersten Schritt wird für jeden der drei Kriege zu untersuchen sein, welche Gewalthandlungen im Einzelnen beschrieben werden. Richtet sich Gewalt direkt gegen den Kriegsgegner oder wird primär versucht, diesen durch Plünderung und Verwüstung des Landes zu schädigen? Wird der Kriegsgegner im Kampf getötet oder nach Möglichkeit gefangen genommen, um ihn später gegen Lösegeld wieder frei zu lassen? Wie werden Gefangene behandelt? Inwiefern werden auch Nichtkombattanten durch die Kriege in Mitleidenschaft gezogen?

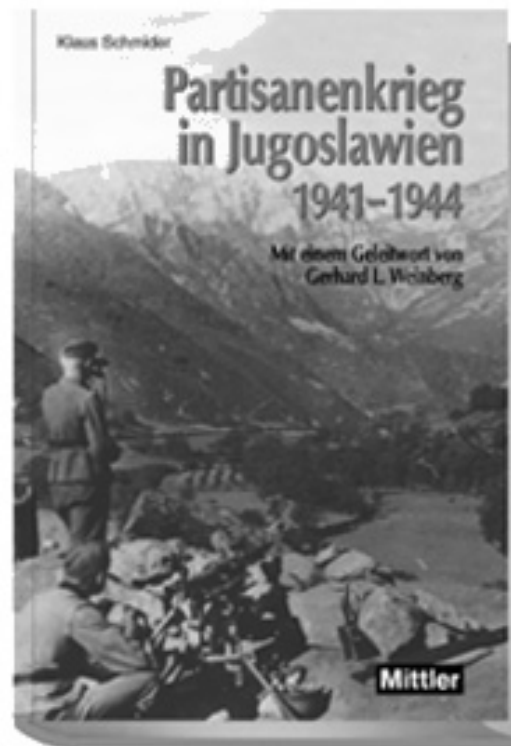
Nach Behandlung dieser Fragen für jeden einzelnen der genannten Kriege soll schließlich der Versuch eines Vergleiches unternommen werden, um festzustellen, inwiefern aufgrund der Quellenberichte ein unterschiedlich großes Ausmaß kriegerischer Gewalt zu beobachten

ist und ob gewaltbegrenzende Konventionen eventuell nur in manchen Kriegen Gültigkeit hatten und in anderen missachtet wurden.

Der zweite Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit den in den Quellentexten vorgebrachten Legitimationen für den Einsatz kriegerischer Gewalt. Ein besonderes Augenmerk liegt hier auf der Rechtfertigung von Gewalttaten, die einen Bruch der angenommenen gewaltbegrenzenden Konventionen darstellen.

Um zu klären, ob ein unterschiedlich großes Ausmaß an kriegerischer Gewalt tatsächlich mit dem unterschiedlichen Grad der Disparität der sich gegenüberstehenden Kriegsgegner zu erklären ist, wird zu fragen sein, ob eine im Vergleich zu den Kriegen in Sachsen eventuell gesteigerte Gewaltintensität in den Kriegen in Italien und auf dem Kreuzzug schon von den zeitgenössischen Quellenautoren damit legitimiert wurde, dass es sich hierbei um Kriege gegen Nichtadelige auf der einen bzw. gegen Nichtchristen auf der anderen Seite gehandelt hat.

Michael Klinge M.A., Am Protzenweiher 1,
93059 Regensburg, Tel. 0941-9466488, Email:
michael-klinge@web.de



Brennpunkt Südosteuropa

Jugoslawien im Zweiten Weltkrieg – Schauplatz erbitterter Kämpfe von erschreckender Brutalität.

Der Autor, Dozent für Militärgeschichte an der Royal Military Academy in Sandhurst, stellt hier erstmals die politische und militärische Entwicklung vor Ort in einen Gesamtzusammenhang. Er untersucht die Gründe für die präzedenzlose Intensität des Widerstandes, die Kollaboration mit den Serben und Kroaten sowie die Probleme bei der Koalitionskriegsführung mit den Italienern. Darüberhinaus widmet er sich dem Scheitern der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes und den taktisch-operativen Ursachen für das Fehlschlagen der meisten deutschen Operationen.

ISBN 3-8132-0794-3

€ 39,90

Koehler/Mittler
www.koehler-mittler.de

Die „Fehde“ – heuristische Kategorie oder politischer Kampfbegriff? Zur Zeitgebundenheit des Fehdebegriffes in der deutschen rechtshistorischen Forschung des 19. Jahrhunderts (Dissertation).

Von Dominikus Reither

Die Omnipräsenz des Fehdebegriffes ist unübersehbar und spielt als heuristisch-deskriptive Kategorie auch in der Militärgeschichte eine große Rolle. So gibt es, folgt man der einschlägigen Literatur, ritterliche Fehden, Stiftsfehden, Privatkriege, Blutrache, Faustrecht, Städtefehden und neuerdings sogar die Kategorie der bäuerlichen Fehden. Teilweise wird die „Fehde“, so es diese Institution denn wirklich gegeben hat, als legitimes Mittel der Rechtsverfolgung, andererseits als barbarische, das Gemeinwesen sprengende Untat bezeichnet. Selbst wenn die „Fehde“ als legitim angesehen wird, wird die Frage, unter welchen Umständen dies der Fall sei, höchst unterschiedlich beantwortet. Der Hauptgrund hierfür dürfte sein, dass der Fehdebegriff politisch einsetzbar ist. Diese politische Instrumentalisierung geschieht teilweise schon in den Quellen, vor allem aber bei deren Interpretation. Der Fehdebegriff ist somit vieldeutig und umstritten. Das zeigen zuletzt die zu äußerst unterschiedlichen Ergebnissen kommenden Arbeiten von Ghadi Algazi und Christine Reinle.

Meine Dissertation, betreut von Prof. Dr. Hans-Henning Kortüm, Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Regensburg, soll nicht der Frage nachgehen, was eine „Fehde“ ausmacht. Es soll vielmehr untersucht werden, ob und inwieweit die Interpretation dessen, was unter „Fehde“ firmiert, von den Umständen und Hintergründen der Epoche, in der der jeweilige Autor forscht, abhängt. Es geht mit anderen Worten um die Zeitgebundenheit rechtshistorischer Fehdeforschung. Diese Problematik ist bisher allenfalls ansatzweise untersucht worden. Noch am intensivsten damit beschäftigt hat sich der Freiburger Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde in seiner Dissertation „Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert“. Er kommt darin zu dem Schluss, dass die von ihm behandelte Forschung sehr stark von den geistesgeschichtlichen Phänomenen ihrer Zeit abhängig ist. Allerdings widmet er sich, wie der Titel seiner Arbeit schon zeigt, vor allem der allgemeinen Verfassungsgeschichte, einem Forschungsgegen-

stand, der ungleich weniger konfliktträchtig ist als der Komplex „Fehde“.

Bei der Bearbeitung wird davon ausgegangen, dass die Einschätzung und Beurteilung der „Fehde“ vom jeweils epochenspezifischen Wertekanon abhängig ist. Zwei Grundeinstellungen des Forschers sind in diesem Zusammenhang denkbar: Entweder werden diese Werte von ihm geteilt und affirmiert oder aber negiert und bekämpft.

Diese persönlichen Überzeugungen bestimmen nun auch den Umgang des Forschers mit seinen Quellen. Zweierlei Vorgehensweisen können unterschieden werden: einmal wird mehr oder weniger direkt der eigene Wertekanon auf die untersuchten Quellen projiziert. Damit gelangt man gleichsam im Sinne einer *self-fulfilling prophecy* zu solchen Ergebnissen, die das eigene Weltbild bestätigen. Meistens vollzieht sich diese Projektion auf subtilerem Wege: Der Untersuchende versucht „neutral und objektiv“ sich seinem Untersuchungsgegenstand zu nähern, kann sich aber dennoch nicht vom herrschenden „Zeitgeist“ – sei es in Zustimmung, sei es in Ablehnung – frei machen.

Da in dem so genannten langen 19. Jahrhundert der gesellschaftliche Wertekanon ausgerechnet eine besonders kurze Lebensdauer aufwies und permanenter Veränderung unterworfen war, bietet sich diese Epoche als besonders geeignet an, um solche Abhängigkeiten von einschlägigen Fehdeinterpretationen aufzuzeigen. Insbesondere interessiert die Frage, inwieweit politische und gesellschaftliche Ziele und Utopien, denen der einzelne Forscher teilweise persönlich eng verpflichtet war, dessen Fehdeinterpretation beeinflusst haben.

Generell soll die Arbeit das Thema nicht erschöpfend und abschließend behandeln, sondern eher Fragen aufwerfen und Denkanstöße geben, ja provozieren, als Fragen endgültig zu beantworten.

Dominikus Reither, Lehrstuhl für Geschichte IV, Universität Regensburg, D-93040 Regensburg, Tel: +49 (0)941 943 3671, Email: dominikus.reither@stud.uni-regensburg.de

Muslime, Märtyrer, Militia Christi. Zur Konstruktion und Erfahrung von kollektiven Identitäten und Alteritäten in den Berichten der Teilnehmer des Ersten und Zweiten Kreuzzugs (Dissertation).

Von Martin Völkl

"Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." (Matthäus 16,24). Diese von Christus an seine Jünger gerichtete Aufforderung wurde bereits in dem von einem anonymen Teilnehmer verfassten ältesten Bericht über den Ersten Kreuzzug angeführt, um die fromme Motivation und damit auch das Selbstverständnis der ersten Kreuzfahrer zu demonstrieren. Weder die optische Umsetzung dieses Gebots durch das Anbringen von Stoffkreuzen auf den Schultern der Kreuzfahrer, noch das überlieferte, ihr Unternehmen rechtfertigende Motto "Gott will es" können jedoch die Diskrepanz zwischen der postulierten imitatio Christi und dem tatsächlichen Verhalten der militia Christi verdecken. Gilt dieses aus heutiger Perspektive getroffene Urteil aber auch für die Kreuzfahrer selbst? Welche Strukturen des Selbstbildes der Kreuzfahrer lassen sich aus den zeitgenössischen Quellen eruieren? Wie wird dagegen die Alterität der muslimischen Gegner präsentiert? Bedingen Selbst- und Fremd- bzw. Feindbild einander gegenseitig? Bleiben die jeweiligen Vorstellungen in einem längeren Zeitraum eher konstant, oder verändern sie sich wesentlich?

Bei der Auswahl der heranzuziehenden Quellen liegt das Hauptaugenmerk auf Briefen und Berichten von Teilnehmern des Ersten (1096-1099/1101) und Zweiten Kreuzzugs (1147-1149). Einerseits liefern diese Augenzeugenberichte ein in der Tradition der Kreuzzugspropaganda stehendes antimuslimisches Feindbild, andererseits enthalten sie aber auch darüber hinausreichende Informationen über die Fremdheit der orientalischen Muslime. Als Vergleichstexte werden darüber hinaus Schriften der Kreuzzugswerbung herangezogen, so z.B. die überlieferten Versionen der Papstrede Urbans II. in Clermont, die zwar sicherlich nur ansatzweise authentisch sind, jedoch in ihrer argumentativen Konzeption einen Ausdruck zeitgenössischer Kreuzzugspropaganda darstellen.

Betrachtet man zunächst das in der Kreuzzugspropaganda gezeichnete Idealbild der Gemeinschaft der Kreuzfahrer, so lassen sich je nach Quelle unterschiedliche Aspekte eruie-

ren, die diese sozusagen von oben verordnete kollektive Identität der Kreuzfahrer konstituieren. Während dieses Idealbild jedoch sehr homogen strukturiert ist, zeigen die Berichte der Teilnehmer dagegen nicht nur diese ideelle Einheit der Gruppe der Kreuzfahrer, sondern auch deren ethnische, politische und soziale Heterogenität. Letztlich ist also danach zu fragen, ob die postulierte Kreuzfahreridentität als Ausdruck einer sich als Einheit verstehenden Gruppe eher ein bewusstes legitimitäts- und identitätsstiftendes Konstrukt darstellt, oder ob der Einheitsgedanke doch unter bestimmten situativen Gegebenheiten erfahren werden und Wirkung zeigen konnte.

Ebenso homogen wie das Idealbild der Kreuzfahrer ist auch die Konstruktion der muslimischen Gegner in den Texten der Kreuzzugspropaganda strukturiert. Dies lässt sich etwa anhand der Benennungen dieser ebenfalls als monolithischer Block suggerierten Feindgruppe demonstrieren. Darüber hinaus werden den Muslimen auch viele pejorative und damit delegitimierende Eigenschaften zugeschrieben, wobei die Unterstellung entsprechender Handlungen die negative Charakterisierung noch verdeutlicht. Die der bewussten Feindbildproduktion geschuldete Komplexitätsreduktion der Wirklichkeit findet sich auch in den Teilnehmerberichten. Diese sehen trotz – oder gerade wegen – der persönlichen Konfrontation ihrer Autoren mit dem Verhalten der Kriegsgegner die antimuslimischen Stereotype als bestätigt, was unter anderem auf ihre selektive, eben von der Propaganda geprägte Wahrnehmung zurückzuführen ist. Dennoch enthalten die Augenzeugenberichte auch differenzierte Informationen über die ethnische, politische und religiöse Situation der orientalischen Muslime, die über das undifferenzierte und verallgemeinerbare Feindbild hinausreichen und den Anhängern des Islam eben nicht mehr nur die Rolle des Feindes, sondern die des Fremden zuweisen.

Vergleicht man nun das in den Quellen entworfene Selbstbild der Kreuzfahrer und das ebenfalls stilisierte Feindbild hinsichtlich der Benennung der beiden gegnerischen Gruppen, der Eigenschafts- und Handlungszuschreibungen, so lässt sich eine weit reichende gegensei-

tige Abhängigkeit feststellen. Die Funktion dieser konstruierten Gegenbilder erschöpft sich dabei nicht in den propagandistischen Zwecken der Identitätsstiftung und Gewaltlegitimation auf Seiten der Kreuzfahrer, sondern soll sicherlich auch der individuellen Motivation zur Teilnahme an dem gefährvollen Unternehmen eines Kreuzzugs dienen bzw. Ausdruck verleihen. Abschließend ist deshalb die Frage zu erörtern, ob im Falle der ersten

beiden Kreuzzüge dem konstruierten Feindbild tatsächlich gewaltmotivierende Wirkung zugesprochen werden kann, oder ob das Handeln der Kreuzfahrer vielmehr als Folge anderer wirksamer Prinzipien anzunehmen ist.

Martin Völkl, Agnesstraße 27, 93049 Regensburg,
Email: martin.voelkl@geschichte.uni-regensburg.de

HISTORISCHE ORTE, INSTITUTIONEN UND FORSCHUNGSBEREICHE

Das MAVORS-Institut für antike Militärgeschichte.

Von Michael Speidel

In weiten Teilen unserer Gesellschaft findet die antike Militärgeschichte heute größtes Interesse. Den Beweis dafür hat nicht zuletzt die Filmindustrie in Hollywood geliefert, mit Kassenschlagern wie „Gladiator“, „Troja“, „King Arthur“ oder „Alexander“. Für die wissenschaftliche antike Militärgeschichte gelten allerdings dieselben Grundsätze wie für jede moderne militärgeschichtliche Forschung: Zu ihrem Untersuchungsgegenstand gehören sämtliche Aspekte des antiken Heerwesens, also nicht etwa nur die Organisation, Bewaffnung und der Einsatz von Truppenkörpern oder strategische Studien, sondern ebenso sämtliche Beziehungen und Wechselwirkungen alles Militärischen mit dem politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, religiösen und kulturellen Umfeld. Erst so wird es möglich, ein tieferes Verständnis der Vergangenheit zu erlangen.

Dies gilt in besonderem Masse für die Staaten und Gesellschaften der Antike, die als erste komplexe Systeme sowohl für Milizarmeen als auch für professionelle, stehende Heere sowie für Söldnertruppen entwarfen. Denn weit mehr als heute waren in der Antike militärische, politische, soziale und religiöse Strukturen eng ineinander verflochten. Auch gibt es für den Bedarf und den Einsatz militärischer Organisationen kaum ein modernes Schlagwort, das nicht schon auf Situationen in der Antike Anwendung finden könnte. Zudem gestalteten Feldherren und ihre Armeen, Kriege und Heldenlegenden maßgeblich die Kultur und die historische Entwicklung einer jeden antiken Gesellschaft. Es ist deshalb auch

kaum verwunderlich, dass militärische Themen in der antiken Überlieferung überaus prominent vertreten sind.

Die grundlegende Voraussetzung für die erfolgreiche Erforschung der antiken Militärgeschichte in all ihren Facetten ist das genaue Verständnis und der Einbezug aller bekannten Quellen, seien diese nun Teil der schriftlichen oder der archäologischen Hinterlassenschaft. Möglich und notwendig ist dies wegen des erheblichen allgemeinen Mangels an Quellen für den untersuchten Zeitraum. Allerdings sind diese Quellen meist nicht ohne weiteres zu verstehen, denn sie erfordern besondere Sprach- und Sachkenntnisse, spezielle wissenschaftliche Methoden und oft genug interdisziplinäre Zusammenarbeit. Einschneidende Sparmaßnahmen und andere Gründe haben dazu geführt, dass viele der für die Erforschung der antiken Militärgeschichte notwendigen Spezialdisziplinen (etwa die Epigraphik, die Numismatik, die Papyrologie, archäologische Teildisziplinen etc.) aus unseren Universitäten und archäologischen Diensten zunehmend verschwinden. Überdies gilt die antike Militärgeschichte, besonders in akademischen Kreisen, oft als umstrittenes Forschungsgebiet, da sie häufig für eine bloße Studie antiker Schlachten, Waffentechniken und Kriegshelden gehalten wird.

Aus diesen Gründen wurde im vergangenen Jahr in Basel das MAVORS-Institut für antike Militärgeschichte gegründet (weltweit bisher übrigens das einzige solche Institut). Das MAVORS-Institut hat sich einer modernen, innovativen und interdisziplinären Erforschung aller Aspekte der antiken Militärgeschichte

schichte verpflichtet. Es ist der Versuch, sowohl der antiken Militärgeschichte eine neue akademische Heimat zu schaffen, als auch deren Forschungsergebnisse auf allgemein verständliche Art zu verbreiten. Das MAVORS-Institut unterhält eine Bibliothek, eine Website und eine eigene wissenschaftliche Reihe. Zur Zeit betreibt das Institut u. a. Feldforschungen in Zeugma am Euphrat und in Satala in der heutigen Osttürkei, beides ehemalige militärische Drehscheiben an der Grenze Roms zu seinen bedeutendsten Gegnern, den Parthern und Persern. Die erzielten Ergebnisse geben bereits Anlass dazu, die bisherige Einschätzung der römischen Politik in diesem Raum sowie die Organisation des kaiserzeitlichen römischen Heeres der ersten beiden Jahrhunderte n. Chr. in wichtigen Punkten neu zu beurteilen. Weitere Projekte betreffen u. a. die Integration der römischen Grenzgebiete, die Heeresverwaltung oder die römische Militärausrüstung als historische Quelle.

Um seine Ziele zu erreichen, ist das MAVORS-Institut auf freiwillige finanzielle Zuwendungen angewiesen. Wir freuen uns über jede Hilfe! Mehr zu unseren Projekten und sonstigen Aktivitäten (etwa militärhistorische Reisen etc.) erfahren Sie auf unserer Website.

Kontakt: Prof. Dr. Michael A. Speidel, Direktor, MAVORS-Institut für antike Militärgeschichte, Lindenberg 23, CH-4058 Basel, www.mavors.org

UNENDLICHE WELTEN

„Une Année au Front“: Ein Dokumentationsfilm über Jean-Pierre Jeunet am Set.

Von Richard Kühl

Rund anderthalb Jahre beschäftigte Jean-Pierre Jeunet die Produktion von *Mathilde – Eine große Liebe*. Im Kopf ging das schon länger. Mitte der 90er Jahre hatte er Sébastien Japrisots *Un long dimanche de fiançailles* (1991) gelesen und wollte sofort daraus einen Film machen. Das lag zum einen daran, dass die Geschichte von der jungen Mathilde Donnay, die sieben Sommer lang nach ihrem 1917 im Krieg verschollenen Verlobten sucht, ihn auch nach mehrmaligem Wiederlesen jedes Mal zum Heulen brachte. Aber es waren auch die gegensätzlichen Schauplätze des Romans: das Paris der 20er Jahre und die Schützengräben des Ersten Weltkriegs, verwoben in einer Handlung. Beide Welten faszinieren den in Lothringen aufgewachsenen französischen Starregisseur seit seiner Jugend. Damals hat er die Kriegsbücher von Barbusse, Jünger, Remarque und Gabriel Chevallier verschlungen, und die Beschäftigung mit dem „Großen Krieg“ hat ihn nicht mehr losgelassen. In einem früheren Leben, verriet Jeunet dann während der Dreharbeiten zu *Mathilde*, als er die Mittel für die Verfilmung zusammen hatte, sei er bestimmt im Ersten Weltkrieg gefallen.

Jeunet ist ein detailverliebter, ungewöhnlich viel Zeit investierender Filmemacher, dem eine nahezu kindliche Begeisterung für seine Arbeit nachgesagt wird. Und er ist bekannt für sein fast symbiotisches Verhältnis zum Humor; er braucht ihn „bei jedem Thema“, erst recht beim Drehen, was sich, selbst wenn sich das Genre dagegen wehrt, auch im Endprodukt niederschlägt (manchmal geht das nicht auf: siehe *Alien 4*). In *Mathilde* hat dieser Zug wenig Spuren hinterlassen. Als der Film in die Kinos kam, war das Publikum gleichermaßen schockiert wie beeindruckt von der völlig schonungslosen Drastik der Kriegsszenen; in Deutschland wurde darüber debattiert, ob die FSK-Grenze (zwölf Jahre) zu niedrig sei. Zu den Dreharbeiten ist jetzt eine überaus sehenswerte Dokumentation auf der *Mathilde*-DVD-Edition erschienen, die über die verwendeten Spezialeffekte und Jeunets Wechselbad der Gefühle beim Dreh informiert.

Computeranimationen:

„Panique! Panique! ... Les bruitages! ... HUUUUuuuu! Pchchch! Oh! Panique! Panique! Pchchch! ...“. Das ist Jeunet ziemlich gut gelaunt beim Vorab-Verlegen der Tonspur für eine später zu drehende Szene aus *Mathilde*, gefilmt für das making-of im Juli 2003. Man sieht ihn mit einigen Mitarbeitern um den Computer versammelt. Eine 3D-Vorvisualisierung für ein Katastrophenszenario wird abgespielt: Bombenangriff auf einen in ein Kriegslazarett umfunktionierten Hangar. Oben in der Halle, unter der Glaskuppel, ein mit Wasserstoff gefülltes Luftschiff. Unten verwundete Soldaten und Krankenschwestern, die aussichtslos um ihr Leben rennen. Denn das Luftschiff explodiert natürlich, und Sekunden darauf fliegt das Lazarett in die Luft; keiner kann entkommen, weil – etwas doof, man fragt sich warum – der Hauptaussgang der Halle von außen verschlossen ist. Der Computer liefert eine exakte Vorschau auf die geplante filmische Umsetzung. Jeder Kameraschwenk, die Punkte und der Abstand der Explosionen, der Schnitt, der Ablauf des chaotischen Weglaufens der Komparsen und Schauspieler, alles sieht man so später im Film.

Während Jeunet die stumme Rohfassung der Computeranimation mit seiner Stimme begleitet, Explosionen und Massenpanik imitiert, reißt er mit gespielter Faszination die Augen auf und wirkt wie ein Jugendlicher, der gerade wie behämmert den Joystick bei einem blutrünstigen Ballerspiel bearbeitet. Etwas verschämt kommen die Lacher daher, die er damit bei seiner Crew erzielt, aber nur die ersten. Man muss grinsen, zu absurd wirken die menschlichen Animationen, die sich als gesichtslose und starre Vignettengestalten direkt in ihre Pulverisierung schieben. Aber als Vignetten wollte Jeunet sie haben, wegen der Lacher. Dann, nach der Präsentation der Computervorschau, die mit einer Außenansicht auf das explodierende Lazarett und mit einem letzten, extra-lauten „Prppch!“ endet, schaut Jeunet in die Runde: War doch überzeugend, oder etwa nicht?

Ausgelassene Stimmung gibt es auch am Set vier Monate später. Stuntmänner, die

getötet werden, scherzt Jeunet, sollen kurzerhand durch Dummys ersetzt werden. Für die ist es ein eher ungefährlicher Drehtag. Die Szene ist zum großen Teil auf Computereffekte angewiesen, das Luftschiff und wie es in Flammen aufgeht ist erst später im Film zu sehen. Gefilmt werden nur wenige Sekunden lange Sequenzen, die später zusammengesetzt werden: eine Krankenschwester; die durch die Luft gewirbelt wird, ein Verwundeter auf einer Bahre, der nach Hilfe schreit; Glassplitter der Kuppel, die auf den Hallenboden prasseln; Nahaufnahmen entsetzter Gesichter. So lässt sich ein Kriegsfilm drehen, *Pearl Harbor* zum Beispiel ist nur so entstanden.

In die eigentliche Dokumentation des making-of, „Une Année au Front“, haben es diese Aufnahmen nicht geschafft. Sie bilden in der Bonus-DVD einen eigenen Menüpunkt: „Die Zeppelinexplosion“.

Mechanische Effekte:

„Une Année au Front“ ist für den Zuschauer eine Überraschung. Fast ungläubig sieht man da, wie wenig bei den Kriegsszenen im Schützengraben – am „Bingo Crepuscule“ – mit Computereffekten nachbearbeitet wurde. Die Farben gingen zwar später durch die digitale Waschmaschine, das Bild wurde ausgebleicht, der Kontrast hochgefahren – ein Kunstgriff, der sich in Filmen über den 2. Weltkrieg seit „Saving Private Ryan“ etabliert hat, der dort den Buntfilm der 40er Jahre imitiert, hier, bei Mathilde, eine dunkle Gegenwart zum goldenen Paris der 20er Jahre herstellt. Aber nicht eine einzige Blue-Screen-Szene wurde gedreht, und das verblüfft gleich mehrere Male, etwa bei Verschüttungsszenen; da werden die Statisten tatsächlich per Sprengung unter der Erde begraben (und nicht ohne Hektik schnell wieder befreit). Im Schützengraben setzte Jeunet auf mechanische Spezialeffekte, auf Gelände, 200 Komparsen, Puppenattrappen und Dynamit. Gedreht wurden die „Bingo Crepuscule“-Szenen 2003 im Oktober. Von der Gesamtkulisse, die dadurch entstand, von ihrer gefühlten Authentizität, war man sichtlich beeindruckt, schon bevor die ersten Bilder im Kasten waren. „Wenn wir morgens die Schützengräben betreten“, äußerte sich Jeunet später in einem Interview, „ging gerade die Sonne auf – die Kräne [der Kameras und der Beleuchtung] vor dem Himmel sahen aus wie ein Gemälde.“ Im making-of wird das Panorama des Geländes und die tatsächlich

vollkommen ernste Stimmung Jeunets und des Teams gezielt, aber nicht minder beeindruckend eingefangen. Jeunet ließ von diesem Abschnitt der Dreharbeiten eine Art separates Kunstwerk drehen, indem er mehrere Kamerteams einsetzte, die das, was gefilmt wurde, aus der Perspektive einer größeren Totale festhielten. Dabei entstanden sehenswerte Bilder, zunächst durch das surreale Nebeneinander technischer Apparate aus zwei Epochen; besonders bestechend ist die Aufnahme des Tiefflugs einer Fokker über das Niemandsland zwischen den Gräben des Ersten Weltkrieges, dicht, in gleicher Flughöhe und Geschwindigkeit verfolgt von einem 90 Jahre später gebauten Helikopter. Mit dem Effekt des Nebeneinanders arbeitet das making-of auch bei der Schnitttechnik: Nicht immer wird bei den Kriegsszenen sofort ersichtlich, was gezeigt wird: der Film und die Darsteller oder der Film darüber und das Team. Verantwortlich dafür zeichnen eine kluge Blende, aber auch die von Jeunet verwendeten 400 kg Sprengstoff, die das Drehgelände und die Beteiligten bei manchen Szenen vollkommen in Staub einhüllen. Auf später geführte Interviews mit Schauspielern, Technikern oder anderen, die über ihre Eindrücke am Set berichten könnten, verzichtet „Une Année au Front“ vollständig. In diesem Fall angenehmer Weise, da zum Vorteil der Inszenierung dieser Stimmung am Set. Als der Sturmangriff auf den deutschen Graben gedreht wird, stehen die making-of-Kameras, wie es scheint, um die Reaktionen aller einzufangen, wirklich überall. Gezeigt wird, wie sich während der langen, an einem Stück gedrehten Szene die Mienen verändern. Ein Assistent, der mit zunehmend betretenem Gesicht vor jeder Explosion eine laute Hupe betätigt, damit die Statisten während des Hastens über das Niemandsland wissen, wann es wieder soweit ist und sie sich vorher hinschmeißen können; ein Cutter im 50 m entfernten Bus, der seinem Kollegen sagt, ihm laufe es kalt den Rücken runter, ob er nicht beeindruckt sei, wie der Kompaniechef gerade „Für Frankreich! Vorwärts!“ gerufen hat; ein Jeunet, der nur noch halb, mit gesenktem Kopf hinschaut.

DVD Features:

Freilich liefert *Une Année au Front* nicht alleine einen Eindruck von den Dreharbeiten der „Bingo-Crepuscule“-Szenen, sondern zeigt Ausschnitte zur Entstehung fast aller Filmka-

pitel, spielt also nicht nur „an der Front“. Eine unterhaltsame Ergänzung bietet hierzu unter den Extras zudem ein Audio-Kommentar Jeunets. Neben dem gesonderten Kapitel über die Zeppelinexplosionsszene liefert die Dokumentation „Die Rekonstruktion des Paris der 20er Jahre“ weitere Hintergrundinformationen über die im Film verwendeten Spezialeffekte.

Mathilde - eine große Liebe (Un long dimanche de fiançailles), Frankreich/USA 2004. Regie: Jean-Pierre Jeunet. Buch: Jean-Pierre Jeunet, Guillaume Laurant nach einem Roman von Sebastien Japrisot. Darsteller: Audrey Tautou, Gaspard Ulliel, Jean-Pierre Becker, Tchéky Karyo, Jodie Foster. Produktion: Warner, 2003 Prod., Gerber Pict. und andere. Verleih: Warner. Länge: 133 Minuten. DVD von Warner Home Video.

Richard Kühl, Immelmannstraße 163, 41069
Mönchengladbach, Email:
r.kuehl@akmilitaergeschichte.de

AUSSTELLUNGSBERICHTE

„Triumph und Trauma“- Sowjetische und postsowjetische Erinnerung an den Krieg 1941 – 1945.

Von Nils Löffelbein

Sonderausstellungen, die das Ende des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai 1945 thematisieren, hatten in diesem Jahr keinen Seltenheitswert. Die größte, die Ausstellung im Deutschen Historischen Museum, *Das Kriegsende und seine Folgen*, in diesem *newsletter* von Michael Toennissen vorgestellt, beschäftigte sich allerdings nur rudimentär mit dem eigentlichen Ereignis des Kriegsendes selbst, sondern rückte die deutsch-deutsche Rezeptionsgeschichte in den Vordergrund.

Einen methodisch äquivalenten Versuch unternahm Peter Jahn, Direktor des deutsch-russischen Museums in Berlin-Karlshorst mit seiner Ausstellung „Triumph und Trauma“ (5. Mai – 28. August 2005). Er versuchte, das deutsche Weltkriegsgedenken um die russische Perspektive des Umgangs mit dem „Großen Vaterländischen Krieg“ zu ergänzen.

Die Paraphierung der Kapitulationsurkunde durch Shukov und Keitel im Mai 1945 stellten in besonderem Maße für die Sowjetunion den „Triumph“ dar, der fast ein halbes Jahrhundert als Legitimationsargument für die globale sowjetische Überlegenheit fungierte. Der Preis für den Sieg war hoch. Das „Trauma“ von nach neueren Schätzungen fast 30 Millionen Toten wirkt bis heute generationsübergreifend in der russischen Gesellschaft nach und wird auch im nachkommunistischen kollektiven Gedächtnis als das große vaterländische Opfer rezipiert.

Jahns Ausstellung, in enger Kooperation mit russischen, weißrussischen und ukrainischen Museen und Archiven konzipiert, zeigte sich zum einen bemüht, den konzeptionellen Pfad einer nüchternen Dokumentation nicht zu verlassen. Sie akzeptierte den oft monumentalen, staatlichen Totenkult um die „gefallenen Helden“ als sowjetische Variante eines offiziellen Gedenkens, ohne selbstgerechte und anachronistische Wertungen zu formulieren. Andererseits verfiel sie aber auch nicht der Versuchung, den Mythos des „vaterländischen Krieges“ fortzuschreiben, sondern bettete diesen chronologisch in die politisch-militärischen Zusammenhänge des Zweiten Weltkriegs ein.

Den Kuratoren bot sich hier die außergewöhnliche Möglichkeit, das Kapitulationsmuseum selbst als integralen Bestandteil in die Ausstellung einzubeziehen. Das Museumsgebäude wurde somit symbolisch zum geographischen Schnittpunkt zwischen Krieg und Frieden, wird selbst zum Erinnerungsort.

Die durch die kleinräumige Gebäudestruktur Karlshorsts begünstigte klare thematische Gliederung der Ausstellung präsentierte dem Besucher zunächst die ersten zwei Ausstellungssektionen, (Die) *deutsch-sowjetischen Beziehungen 1917-1933* und *Nationalsozialistische Feindbilder*. Diese bildeten allerdings bewusst nur eine knappe, aber dicht gestaffelte Einführung. Ebenso fungierten die beiden abschließenden Räume des Programms *Die Sowjetunion und die Bundesrepublik Deutschland* und *Die Gegenwart des Krieges nach dem Krieg* als Epilog, als Ausklang aus der Schau, und erhoben keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit.

Kernstück der Ausstellung blieb der Krieg selbst und laut Katalog die „verschiedenen Formen und Funktionen von Erinnerung“. Erfuhr der Besucher entlang der anschließend dokumentierten Kriegschronologie *Hitler-Stalin-Pakt, Kriegsplanung* und *Kriegsverlauf* wenig Neues, so bewies die Ausstellung mit der Darstellung der offiziell-staatlichen sowie der privaten Rezeption und Verarbeitung des Krieges ihr wahres Potential. Eindrucksvoll ausgeleuchtete Propagandaplakate sowie einige im so genannten sozialistischen Realismus auf Leinwand gebannte Heldenepen zogen den Besucher in ihren Bann.

Die museumsdidaktischen Mittel, die Jahn einsetzte, waren schlicht: Aufwändige Multimedia-Installationen suchte man vergeblich und auch das zahlreich eingesetzte Quellen- und Literaturmaterial wurde gezielt durch ausgewählte Audio- und Filmsequenzen ergänzt. Allerdings wurde der spartanische Einsatz multimedialer Elemente durch die starken Fotostrecken zu den thematischen Stationen *Sowjetische Zivilbevölkerung im Krieg*, *Soldatenalltag* und *Sowjetische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter-Deutsche Kriegsgefangene* mehr als aufgewogen.

Emotional berührend waren hier vor allem die kleinen und privaten Geschichten, die erzählt wurden: z.B. über das private Denkmal in Borki in Weißrussland, dessen Aufschrift völlig anders als die offiziellen und oft befremdlich anmutenden gigantomanischen Bauten wirkt:

"Hier wurde im Jahre 1942 von den Deutschen meine Familie erschossen: Vater (Jg. 1900), Mutter (1901), Schwestern (1922 und 1930), Frau (1921), Söhne (1939 und 1941). Allein übrig geblieben, setze ich dies zum Gedächtnis. Demjanjuk, Alexej Gawrilowitsch".

Interessant auch, dass der Kurator vermeintlich von der deutschen Erinnerungskultur besetzte Topoi, wie *Nachkriegsalltag*, *Zerstörung und Wiederaufbau* oder *Rückkehr* anhand von eindringlichen Fotografien um die russische Sichtweise erweitert und aufzeigt, dass es nicht nur deutsche Städte waren, die aufgrund feindlicher Zerstörung gelitten hatten, sondern dass auch in der Nachkriegsowjetunion Hunger und Leid herrschten, und dass auch russische Kriegsgefangene heimkehrten oder verschollen blieben.

Jahn kratzte hier bewusst am Konsens deutscher Erinnerungskultur. Wie teils erboste Einträge im Gästebuch des Museums bezeugen, provozierten die neutralen und sachlich kommentierten fotografischen Gegenüberstellungen, z.B. die von russischen und deutschen Kriegsgefangenen, oder Tanzveranstaltungen russischer und deutscher Soldaten hinter der Front auch noch 60 Jahre nach Kriegsende vereinzelte, hasserfüllte Reaktionen.

Im Wesentlichen wurde auf die Zurschaustellung von militärischem Kriegsgerät, wie Waffen oder Uniformen verzichtet. Wenn doch, dann wurden solche Exponate nur punktuell und illustrierend eingesetzt und dienten eher als „Inspirationsutensil“ für den Betrachter, wie etwa die aufrecht ausgestellte Uniform Shukovs, die dem sterilen Arbeitszimmer des Marshalls einen Hauch von menschlicher Präsenz zurückgab.

Der deutschen Vernichtungspolitik im Osten gedachte der Kurator ebenfalls mit einem eigenen Raum. Mochte dem Betrachter der Umfang der hier gezeigten Objekte aufgrund der Dimension des Völkermords zunächst als etwas zu klein bemessen erscheinen, so erschloss sich dieser Kompromiss jedoch mit

Blick auf die Schwerpunktsetzung der Ausstellung insgesamt.

Insgesamt kann „Triumph und Trauma“ als durchaus gelungen angesehen werden. Auf einige marginale Schwächen sei an dieser Stelle dennoch hingewiesen:

In dem zunächst als Wehrmacht-Kasino errichteten, und von 1945 bis 1948 der sowjetischen Militäradministration als Stützpunkt dienendem Gebäude wurde in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai die Kapitulationsurkunde unterzeichnet. Hier wurde der Zweite Weltkrieg in Europa endgültig beendet.

Warum der zentrale Raum des Gebäudes, der Ort der Kapitulationsunterzeichnung, mittels einer einfachen Stellwand als *Sieger und Besiegte* betitelt, nicht näher erläutert wurde, blieb jedoch unklar. Zwar erschloss sich dem Besucher seine Funktion implizit durch die hier auf einem kleinen Bildschirm in Dauerschleife laufenden historischen Filmaufnahmen. Die einfache Frage aber, wo denn Keitel, Shukov, Tedder und de Lattre de Tassigny in diesem weitläufigen Saal im Mai 1945 genau saßen, wurde nicht beantwortet. So irrte der Besucher hier etwas ratlos umher, ohne die Bedeutung des Raums recht erfassen zu können.

Unverständlich blieb auch, warum zu der zu Weltruhm gelangte Fotografie Jewgeni Chaldej, die zeigt, wie die sowjetische Flagge auf dem Dach des Reichstages von zwei Soldaten gehisst wird, welche mehrere Armbanduhren tragen, der Hinweis fehlt, dass dies auf höchsten Befehl hin retuschiert werden musste.

Jahns ursprüngliche Idee, zwei erhaltene Uniformjacken auszustellen, konnte nicht verwirklicht werden. Eine helle, am Kragen angesengte Uniform Hitlers sowie eine Jacke Stalins sollten die Zierstücke der Karlshorster Ausstellung werden. Als Symbol für die beiden Diktaturen waren sie gedacht, und nach Aussage Jahns war die Zusage der Moskauer Museen für die Leihgabe bereits gesichert. Die einzige Bedingung war eine staatliche Rückgabegarantie. Genau diese verweigerte die Bundeskulturministerin Christine Weiss allerdings den russischen Kulturschaffenden und so verblieben die Jacken schließlich in der russischen Hauptstadt.

Das Ziel, die russische Erinnerung und Wahrnehmung des „Großen Vaterländischen

Krieges“ abzubilden, hat Jahn jedoch erreicht, auch ohne Stalin- und Hitleruniform.

Nils Löffelbein, Scheurenstraße 59, 40215
Düsseldorf, Telefon: 0177 7295901 / 0211
1593245, E-Mail: Nils-Loeffelbein@web.de

Die Ausstellung „Der Krieg und seine Folgen. Kriegsende 1945 und Erinnerungspolitik in Deutschland“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin (28. April bis 28. August 2005).

Von Michael J. Toennissen

Anlässlich des 60. Jahrestags des Kriegsendes 1945 zeigte das DHM eine Ausstellung, die die wichtigsten Aspekte des Zweiten Weltkriegs in Erinnerung rufen sollte und sich mit der Erinnerungskultur in Deutschland bis zur Gegenwart beschäftigte. In der Konzeption der Kuratoren sollte der Besucher von den wichtigsten Ereignissen vor 1945 zu den derzeit aktuellen Debatten über Flucht und Vertreibung sowie über die Opfer des Bombenkriegs geführt werden. Freilich gehörten die Darstellung des zerstörten Europas, die ersten inter- und innerstaatlichen Annäherungen – damit sind beispielsweise die ehemaligen Kriegsgegner gemeint – und der Umgang mit den Millionen Menschen aus den ehemaligen Ostgebieten in diesen Überbau. Der Umgang mit den nationalsozialistischen Verbrechen in den beiden deutschen Staaten und das Verhältnis der Deutschen zu Krieg und Militär wurde ebenfalls behandelt.

Ob die Verantwortlichen diesem großrahmigen Unterfangen, so viele verschiedene Aspekte paritätisch zu präsentieren, gerecht werden konnten, wird im Folgenden aufzuzeigen sein.

Nach einer Einleitung, die aus an Wänden angebrachten Informationstafeln zu politikgeschichtlichen Ereignissen während und nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten bestand, folgten acht Themenkomplexe, die durch ihre Nummerierung und Überschriften die Ausstellung strukturieren sollten. Zu Anfang wurden Aspekte des nationalsozialistischen Krieges behandelt. Statt auf Information setzten die Kuratoren auf die Emblematisierung einzelner Exponate; die Schlacht und vor allem das Schlachten und Sterben in Stalingrad – zweifellos einer der Wendepunkte dieses Kriegs – sollte dem Zuschauer mit Hilfe einer Erkennungsmarke, mehrerer Patronenhülsen und einem durchschossenen Koppelschloss vermittelt werden. Bei genauerem Hinsehen

entstand schon an dieser Stelle eine Friktion zwischen Gewolltem und Erreichtem: sind Spuren des Kampfes auf einem Stück Aluminiumblech sinnbildgebend? Wären Informationen über Schlachtverlauf und Opferzahlen nicht geeigneter gewesen, das Geschehen plastisch darzustellen? Exponat-Minimalismus wie dieser führt nach Ansicht des Autors nicht immer zu dem Ziel, historisch bedeutende Augenblicke visuell zu vermitteln und somit einen starken Eindruck von Vergangenen zu geben. Ebenso verhielt es sich mit einem Splitter einer alliierten Fliegerbombe, der den Bombenkrieg symbolisieren soll. Ein einzelner Bombensplitter und wenige erläuternde Fotos schafften es nicht, Leiden der Zivilbevölkerung begreiflich zu machen. Kryptisch wirkte ebenfalls die amerikanische Schwimmweste, wie sie von den U.S.-Soldaten während des D-Days 1944 getragen wurde. Flankiert von Fotos Robert Capas, die er während der „Invasion“ machte, wurde deutlich, dass die Anstrengungen während dieser amphibischen Operation für den einzelnen Soldaten enorm gewesen sein müssen. Aber an dieser Stelle hätten ein Modell des Landungshafens oder Karten und Filmausschnitte ebenfalls den Zweck erfüllen können, die logistische und militärische Leistung der Alliierten in jenem Sommer zu veranschaulichen.

Was nach den Aspekten des nationalsozialistischen Krieges folgte, glich einem bunten Potpourri aus einer Vielzahl verschiedener Sujets: Zunächst stand das zerstörte und befreite Europa im Fokus. Plakate der Besatzungsmächte mit Angaben der von den Deutschen verursachten Schäden in den von ihnen besetzten Ländern waren bislang selten in Ausstellungen zu sehen. Sie waren auch deshalb informativ, weil klar wurde, dass die deutsche Bevölkerung das eigene Leid – Lebensmittelverknappung etc. – seinerzeit nicht in einen Zusammenhang mit dem von den Nationalsozialisten entfesselten Krieg setzte.

Allerdings wurde es danach für den Besucher schwer, den Kuratoren zu folgen. Unvermittelt wurde das Thema Vertreibung angerissen, versinnbildlicht durch eine Kiste mit den Besitztümern schlesischer Flüchtlinge, obwohl sich kurz zuvor dem Zuschauer die Möglichkeit bot, in einer Audio-Installation ehemaligen KZ-Häftlingen sowie den Kriegserlebnissen des Schriftstellers Heinrich Böll zuzuhören.

In der zweiten Etage stand zunächst der Dualismus der beiden deutschen Staaten BRD und DDR im Vordergrund. In Vitrinen standen sich eine Bundeswehr- und eine NVA-Uniform gegenüber, anhand von Truppenfahrten und Fotos von festlichen Veranstaltungen wurden die wesentlichen Unterschiede in Bezug auf das jeweilige Militär-Verständnis dargestellt. Dieser Thematik wurde verhältnismäßig viel Platz eingeräumt, während – scheinbar nebenbei – noch die Debatte um die atomare Abrüstung, die Jugendbewegungen im Westen sowie das Verhältnis der Deutschen zu Wiederbewaffnung und Krieg beleuchtet wurde. Diese Tour de Force durch 60 Jahre deutsch-deutscher Geschichte bezog auch aktuelle Fernsehreportagen mit ein: in einem Nebenraum konnte sich der Besucher die Trailer sechs verschiedener Spiegel-TV-Reportagen ansehen. Die Fernsehdokumentationen wurden fast täglich in voller Länge in dem an das DHM angrenzenden Zeughaus gezeigt.

Der letzte Ausstellungsteil war dem Erinnern und Verdrängen gewidmet. Es wurde versucht, die Rezeption der US-Fernsehserie *Holocaust* darzustellen – doch nach der Meinung des rezensierenden Autors vermag allein ein Titelbild des Magazins *Der Spiegel* mit ein paar erläuternden Sätzen nicht, die Bedeutung dieser Serie für die deutsche Erinnerungskultur darzustellen – es sei denn, man hat es selbst erlebt! Vorbei an einer großen Wandtafel der so genannten Wehrmachts-Ausstellung bestand die Möglichkeit, in einem kleinen, oben geschlossenen Rondell die Ausstellung Revue passieren zu lassen, und dabei Versatzstücke aus aktuellen Debatten zu hören, z.B. jene um Jörg Friedrichs Buch *Der Brand*. Der Tenor dieser Stücke zeigte auf, dass das Erinnern an den Krieg und seine Folgen immer mehr einem „Wir sind wieder wer“ weicht – zumindest, wenn man dem Vulgär-Patriotismus der Popsängerin Mia glauben

darf. Ob ein Rekurren auf Statements einer momentan erfolgreichen Musikerin nicht zu abseitig war, bleibt zu diskutieren.

Als Fazit bleibt zu sagen, dass diese Ausstellung der Ästhetik mehr Platz einräumte als der Information. Dennoch ist positiv hervorzuheben, dass sie ein Impulsgeber gewesen ist – zeigte sie doch viele Möglichkeiten, den Begriff „Nachkriegszeit“ in seiner Gänze neu zu überdenken. So blieb letzten Endes die Frage, wo ging wann eigentlich die Nachkriegszeit zu Ende oder ist sie überhaupt schon abgeschlossen?

Michael J. Toennissen, Email:
m.toennissen@akmilitaergeschichte.de

TAGUNGSPROGRAMME, CALLS FOR PAPERS

„Kriegsgräuel“ (3. – 5.11.2005) AKM-Jahrestagung in Mainz

3.11.2005		„Das Kind im Mutterleib nicht schonen“. Kriegsgräuel als Verhaltensmuster der Soldaten?
14.00 Uhr	Begrüßung und Einleitung: Prof. Dr. Sönke Neitzel, Mainz	Dr. Michael Kaiser, Köln
Chair:	Daniel Hohrath, M.A., Esslingen	
14.15 Uhr	Der Krieg und seine Regeln: Prof. Dr. Udo Fink, Mainz	
15.15 Uhr	«Moralische Sanktionen reichen nicht aus!»: Die Bemühungen um eine strafrechtliche Ahndung von Kriegsverbrechen auf nationaler und internationaler Ebene: Dr. Daniel Marc Segesser, Bern	
16.15 Uhr	Pause	
16.45 Uhr	Seekrieg und Kriegsgreuel im 19. Jahrhundert: Jan Martin Lemnitzer, Heidelberg/London	
18.00 Uhr	Ende des ersten Tagungstages	
19.00 Uhr	Mitgliederversammlung	
4.11.2005		
Chair:	Prof. Dr. Heinz Duchhardt, Mainz	
9.00 Uhr	„Tis expressly against the laws of arms“: Kriegsgreuel in der Schlacht von Agincourt (1415): Dr. Martin Clauss, Regensburg	
	Zwischen geübtem Brauch, Tolerierung und Kriminalisierung: Kriegsgreuel in der Kriegführung der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft: Dr. Oliver Landolt, Schwyz	
10.30 Uhr	Pause	
11.00 Uhr	„Was uns das Recht unseres Glaubens erlaubt zu tun“: Die Frage der Gewalt in der Eroberung Amerikas (1519 – 1566) Anja Bröchler, M.A., Köln	
		12.30 Uhr
		Mittagspause
		Chair:
		Dr. Max Plassmann, Düsseldorf
		14.00 Uhr
		Kriegsgräuel auf dem Schlachtfeld im Siebenjährigen Krieg zwischen militärischem Kontext und Erinnerungskultur: Sascha Möbius, M.A., Magdeburg
		Drecksarbeit für den Kaiser? Die Genese der Guerilla und des Umgangs mit Kombattanten in Spanien 1809-1813: HD Dr. habil. Ludolf Pelizaeus, Mainz
		15.30 Uhr
		Pause
		Chair:
		Dr. Dierk Walter, Hamburg
		16.00 Uhr
		Kriegsverbrechen im Ersten Weltkrieg und ihre Aufarbeitung im Spannungsfeld von Völkerrecht und Kriegspropaganda: Dr. Steffen Bruendel, Frankfurt/Main
		17.00 Uhr
		Kriegsgräuel der Niederländer in Indonesien in den 1940er Jahren: Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld, Stuttgart
		Kriegsgräuel im Algerienkrieg (1954-1962): Prof. Dr. Jean-Paul Cahn, Paris
		18.30 Uhr
		Ende zweiter Tagungstag
		20.00 Uhr
		Gemeinsames Abendessen
		5.11.2005
		Chair:
		Prof. Dr. Sönke Neitzel, Mainz
		9.00 Uhr
		Vom Befreier zum Unterdrücker – Bulgarische Kriegsgreuel 1912-1944: Dr. Björn Opfer, Leipzig,

„[...] der Balkanmensch verträgt die milde Hand nicht. Er muß die Peitsche spüren [...]“
Deutsche Kriegsverbrechen in Jugoslawien
1941-1944:

Dr. Klaus Schmider, Sandhurst

10.30 Uhr Pause

11.00 Uhr „Gefangene werden von der
über die heimtückische Kampfweise des
Gegners erbitterten Truppe nicht mehr ge-
macht“. Gefangenenerschießungen und Ge-
walteskalation im deutsch-sowjetischen Krieg
1941/42:

Felix Römer, M.A., Freiburg

„Rücksichtslos ohne Pause angreifen, dabei
ritterlich bleiben“. Eskalation und Deeskalation
an der Westfront 1944:

Dr. des. Peter Lieb, Sandhurst

12.30 Uhr Schlussbetrachtung:

Prof. Dr. Stig Förster, Bern

13.00 Uhr Ende der Tagung

Die Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär im Spannungsfeld zwischen Verstaatlichung und Privatisierung. Die Entwicklung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (12.-14.5.2006), Potsdam.

Gemeinsame Tagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung, des Arbeitskreises Militärgeschichte, des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, des Hamburger Instituts für Sozialforschung und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes

-Vorläufiges Programm –

Freitag, 12. Mai 2006

15:00 Uhr

Eröffnung
Corinna Hauswedell, Bonn

15:30 Uhr

1. Sektion: Langzeitperspektiven
Moderation: Hans Ehlert, Potsdam

Private Kriege und staatliches Monopol der Kriegführung in der Antike
Martin Zimmermann, München

Zurück ins Mittelalter? Aktuelle Entwicklungen des Kriegswesens im Historischen Strukturvergleich
Martin Hoch, St. Augustin

Konflikt, Krieg und Kriegsgewinnler. Liberalisierung der Wirtschaft – Reprivatisierung des Militärs
Herbert Wulf, Pinneberg

Terrorismus und Krieg
Christopher Daase, München (angefragt)

Diskussion

17:30 Uhr - 18:30 Uhr: Pause

Empfang im Militärgeschichtlichen Forschungsamt

Samstag, 13. Mai 2006

10:00 Uhr

2. Sektion: Ökonomie

Moderation: Gerhard Kümmel, Straußberg

Die „Quelle der Kriegsmacht“: Böhmen als Söldnermarkt im 15./16. Jahrhundert
Uwe Tresp, Leipzig

Budgeting im 18. Jahrhundert – Die Kompaniewirtschaft neu betrachtet
Jutta Nowosadtko, Essen

Die Internationalisierung der privaten Sicherheitsindustrie
Marc von Boemcken, Bonn

Private Militär- und Sicherheitsfirmen in Kriegsökonomien oder die Herstellung von Stabilität zur ökonomischen Ausbeutung der Konflikte
Andrea Schneiker, Münster

Diskussion

12:00 Uhr - 14:00 Uhr: Mittagessen

3. Sektion: Gewaltorganisationen I
Moderation: Christian Th. Müller, Hamburg

Die deutschen Condottieri – Kriegsunternehmertum zwischen eigenständigem Handeln und „staatlicher“ Bindung im 16. Jahrhundert
Reinhard Baumann, München

Die Aasgeier des Schlachtfeldes. Kosaken und Kalmyken als russische Irreguläre während des Siebenjährigen Krieges
Marian Füssel, Münster

Die Verwandlung: Die Figur des Partisanen von Trenck zu Lützow
Martin Rink, Potsdam

Die Rolle der Kaperei in der europäischen Seekriegsgeschichte
Jann M. Witt, Eckernförde

Diskussion

16:00 Uhr - 16:30 Uhr: Kaffeepause

4. Sektion: Gewaltorganisationen II
Moderation: Dierk Walter, Hamburg

Der Konquistador im Spannungsfeld zwischen Gold und Krone: Die Herausbildung von Standards des Krieges in der Eroberung Amerikas

Anja Bröchler, Köln/Düsseldorf

Vom Krieg zum Kleinkrieg in Spanien und Argentinien

Ludolf Pelizaeus, Mainz

Söldner für den Kleinkrieg: Die Cazadores de Valmaseda, Weyler und der spanische Antiguerrillakrieg auf Kuba, 1868-1898

Andreas Stucki, Bern

Eroberungskriege, Kolonialkriege und der Erste Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika: Von der privaten Chartergesellschaft zur Kaiserlichen Schutztruppe und zur Miliz im Ausnahmezustand (1885-1918)

Tanja Bühner, Bern

Diskussion, Ende 18:30 Uhr

Sonntag, 14. Mai 2006

10:00 Uhr

5. Sektion: Akteure

Moderation: Günther Kronenbitter, Augsburg

Condottieri in Italien im 15. und 16. Jahrhundert. Zu Politik und Ökonomie des Krieges der Republik Florenz am Beginn der Frühen Neuzeit

Heinrich Lang, Bamberg

Private Kriege gegen den Staat – Italien 1848 bis 1980: Garibaldi's Freiwilligenverbände, die Briganten, die faschistischen Squadre, die Resistenza, die Mafia und die Brigade Rosse

Christian Jansen, Bochum

Ommegang und Dragon Rouge: Der Einsatz weißer Söldner im kongolesischen Bürgerkrieg 1964

Gerhard Wiechmann und Torsten Thomas, Oldenburg

Privatarmeen versus „law and order“. Die langen Schatten des Paramilitarismus in Nordirland

Corinna Hauswedell, Bonn

Diskussion

12:00 Uhr - 12:30 Uhr: Kaffeepause

Schlussdiskussion

Moderation: Andreas Gestrich, Trier

Stig Förster, Bern

Beatrice Heuser, Potsdam

Bernd Greiner, Hamburg

Peter Waldmann, Augsburg

Ende ca. 13:30 Uhr

Ich dien' nicht! Wehrdienstverweigerung in der Geschichte (20.-22.10.2006) AKM-Jahrestagung 2006 (Call for Papers).

Jahrestagung 2006 des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V.

Ort: Reinbek bei Hamburg

Termin: 20. bis 22. Oktober 2006

Deadline: 1. Dezember 2005

Seit es Krieg und Militär gibt, gab es immer auch Menschen, die den Militärdienst aus religiösen oder anderen Gründen verweigerten oder sich ihm entzogen. Drohten dafür nicht selten empfindliche Strafen, so waren auf der anderen Seite immer wieder spezifische religiöse und soziale Gruppen vom Kriegsdienst ausgenommen. Die geplante Tagung wird sich der Entwicklung des Phänomens Wehrdienstverweigerung und dem gesellschaftlichen Umgang damit von den Anfängen bis heute zuwenden. Der Schwerpunkt soll dabei auf dem 20. Jahrhundert liegen.

Historisch relevant ist das Phänomen Kriegsdienstverweigerung – in allen seinen Facetten – deswegen, weil in ihm der Staat und die Streitkräfte immer wieder gezwungen werden, sich rechtlich und praktisch mit der Frage der Sinnhaftigkeit und ethischen Vertretbarkeit militärischer Gewaltanwendung durch das Kollektiv auseinanderzusetzen. Der Kriegsdienstverweigerer wird daher nicht selten als Element wahrgenommen, das die Legitimität wie auch die Kohäsion der Streitkräfte zu gefährden droht. Diese Auffassung bestimmt somit auch den historisch oft äußerst repressiven Umgang des Staates mit dem den Kriegsdienst verweigernden Bürger. Im Phänomen Kriegsdienstverweigerung und dem Umgang damit spiegelt sich daher paradigmatisch die gesellschaftliche Verfasstheit des Staates und seiner Streitkräfte.

Daraus ergeben sich folgende Leitfragen für die Beiträge der Tagung:

1. Wie hat sich das Phänomen Kriegsdienstverweigerung historisch entwickelt? Was sind seine philosophie-, rechts- und religionsgeschichtlichen Wurzeln?
2. Wie unterscheiden sich rechtlich und analytisch Wehrdienstverweigerung und Kriegsdienstverweigerung?
3. Wie verhalten sich die Phänomene Exemption vom Wehrdienst und Dem-Wehrdienst-

Ausweichen historisch und systematisch zur Kriegsdienstverweigerung?

4. Welche Umstände werden historisch, juristisch und faktisch als legitime Gründe der Kriegsdienstverweigerung anerkannt und warum?

5. Welche Rechtsform und welchen Charakter haben die bestehenden Wehersatzdienste (ziviler Ersatzdienst bzw. waffenloser Dienst)?

6. Welchen Einfluss hat die gesellschaftliche Diskussion auf den Charakter des Wehersatzdienstes?

7. Wie entwickeln sich das Sozialprestige des Verweigners bzw. des Ersatzdienstes und die Akzeptanz der Kriegsdienstverweigerer in der Gesellschaft? Ist es ggf. abhängig von der gesellschaftlichen Perzeption äußerer Bedrohungsszenarien?

8. Welche instrumentelle Bedeutung haben die Institute der Wehrdienstverweigerung und des Ersatzdienstes für Staat, Gesellschaft und Streitkräfte (soziale Netze, soziale Ventilfunktion, Reinhaltung der Streitkräfte von kritischem Potential, Sicherung der Wehrgerechtigkeit)?

Die Vorträge sollen diese Fragestellungen anhand jeweils eines nationalen oder strukturellen Fallbeispiels untersuchen. Mögliche Fallbeispiele wären unter anderem:

Exemtionen vom Wehrdienst vor dem 20. Jahrhundert

Wehrmacht und Zeugen Jehovas

Sowjetunion (1922-1935)

Bundesrepublik Deutschland

DDR

Schweiz

USA im 2. Weltkrieg

USA im Vietnamkrieg

Großbritannien oder Frankreich in Kriegen nach 1945

Israel

Niederlande

Totalverweigerung

Die Organisatoren sind aber für alle Vorschläge dankbar, speziell für solche aus früheren Epochen.

Die Referate sind auf 20 Minuten beschränkt.

Exposés von maximal einer Seite Länge werden erbeten bis zum 1. Dezember 2006 an:

Christian Th. Müller

(c.mueller@akmilitaergeschichte.de) oder

Dierk Walter

(d.walter@akmilitaergeschichte.de). Bitte fügen Sie auch eine Kurzbiographie bei.

Da sich der Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses zum Ziel gesetzt hat, freuen sich die Organisatoren besonders über Themenvorschläge aus dem Kreis der jüngeren Mitglieder des Arbeitskreises.

Im Rahmen der Jahrestagung findet am 21. Oktober 2006 voraussichtlich um 20 Uhr die Mitgliederversammlung des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. statt. Für diese ergeht von Seiten des Vorstandes eine gesonderte Einladung.

Organisation:

Dr. Christian Th. Müller / Dr. Dierk Walter

Hamburger Institut für Sozialforschung

Mittelweg 36

20148 Hamburg

Deutschland

Tel. +49-(0)40-414097-76 bzw. -62

Fax +49-(0)40-414097-11

c.mueller@akmilitaergeschichte.de

d.walter@akmilitaergeschichte.de